This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495329 4

Fischer
NE

Presented by

GEORGE FISCHER

to the

New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

25. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Prosaische Aufsätze.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243732
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

An

meine Freundinn,

Fräulein

Josepha von Ravenet.

1792.

Hier, wo mir einſt der Kindheit erſter Morgen
Gleich einem ſchönen Traum vorüberſchwand,
Als ich noch meine Freuden, meine Sorgen,
Die ganze Welt in meinen Puppen fand;
Hier, wo dann ſpäter aus dem weichen Herzen
Der volle Quell von Weh und Wohl mir floß,
Der ſelten Luſt, viel öfters Gram und Schmerzen
In mein ſonſt ungetrübtes Leben goß,
Wo ich ſo oft im dunklen ſtillen Schatten,
An deinem Arm auf weichem Raſen ſaß,
Und in der Welt, die wir geträumet hatten,
Die wirkliche ſo gern, ſo oft vergaß:
Hier mahnt mich alles an vergangne Stunden,
Ein jedes Bäumchen iſt ein alter Freund;
Wie mancher frohe Tag iſt hier verſchwunden,
Wie manche Thräne wurde hier geweint!
Ich blicke, von Erinnerung umgeben,
Und von der Ruhe Flügel ſüß umweht,
Mit frohem Blick in mein vergangnes Leben,
Das wie in einem Spiegel vor mir ſteht.

Mir ist so wohl, entfernet vom Gewühle,
Das aus der lauten Hauptstadt mich geschreckt,
In die Natur versenkt, und die Gefühle,
Die sie in jungen, reinen Herzen weckt.
Die Blumen, die sich an der Sonne wiegen,
Der Wiesen Schmelz, der Bäume grüne Nacht,
Gewähren mir ein höheres Vergnügen,
Als Ball' und Assembleen mir gemacht.
In ihnen seh ich mit erstauntem Blicke,
So manche Scenen aus dem Lauf der Welt,
So manches Bild vom menschlichen Geschicke,
So manche Lehren, die kein Buch enthält!
Wenn ich, wie Du, Pallet' und Pinsel führte,
So sollte jedes Bild, das ich gesehn,
Und jeder Zug, der meine Seele rührte,
In hellen, warmen Farben vor mir stehn.
So aber kann ich nichts, als sie erzählen,
Und mahlen, wie die Feder mahlen kann.
Ich weiß, du siehst, wenn gleich die Farben fehlen,
Die Gabe nicht, nur meinen Willen an.

Gleichnisse.

Vorrede.

Vor ungefähr acht Jahren fiel mir die Chaumiere Indienne von Bernardin de St. Pierre in die Hände. Die Geschichte des unglücklichen Paria, der, von den Menschen ausgestossen, sich an die Natur wendet, und die edle Einfalt, wodurch er im Umgange mit ihr und in der Beobachtung ihrer Erscheinungen die reinsten und erhabensten Sittenlehren entdeckt, machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Ich hatte das Landleben von Kindheit an geliebt, und die Naturscenen immer mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen beobachtet. Es entwickelte sich also sehr leicht der Gedanke in mir, dem Fingerzeige des guten Paria zu folgen, die Pflanzenwelt und die Naturbege-

benheiten in dieſer Rückſicht zu betrachten, und die Lehren der Moral im Buche der Natur zu ſuchen. Mein Aufenthalt auf dem Lande den Sommer über begünſtigte mein Vorhaben; und ſo entſtanden aus der Bemerkung zufälliger Ähnlichkeiten die früheren Gleichniſſe, als: die Salbey, die Tannen, der Schmetterling u. ſ. w.

Einige Jahre ſpäter las ich Herders Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit. Bey Durchleſung dieſes vortrefflichen und mir äußerſt wichtigen Buches fing ich an zu ahnen, daß das, was ich zuerſt für zufällige Ähnlichkeit hielt, weit mehr als Zufall, daß es eine in der Natur aller Dinge bemerkbare Übereinſtimmung der Einrichtung ſey. Geleitet durch die Ideen des verehrungswürdigen Schriftſtellers verfolgte ich dieſen Gedanken, und kam endlich dahin, zu glauben, daß dieſelben heiligen, unabänderlichen Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt herrſchen, und die erſte ein treuer Spiegel der letzteren ſey.

Aus dieſem ganz veränderten Geſichtspuncte betrachtete ich nunmehr die phyſiſche Welt; und ſo wie der Landſchaftmahler eine Gegend mit ganz anderen Augen ſieht und ganz andere Merkmahle an ihr entdeckt, als der bloße Liebhaber der Natur, ſo ſah auch ich Bäume und Blumen jetzt in ganz anderen Beziehungen. Ich fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der Eigenheiten der Menſchen, in ihrem Keimen, Blühen und Welken die Geſchichte des menſchlichen Lebens, und glaubte nun aus dieſen Beobachtungen einige Lehren der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um ſo reiner und unzweifelhafter wären, da ſie aus den, allen geſchaffenen Weſen gemeinſchaftlichen, Naturgeſetzen entſprangen. Die Blüthen im Frühlinge, die Pflanzen im Schatten, die eingeimpften Bäume und einige andere ſcheinen mir dieſe Ähnlichkeit am anſchaulichſten zu enthalten.

Daß die meiſten dieſer Lehren mein Geſchlecht betreffen, iſt eine Einſeitigkeit, die man mir verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß

ich die Natur mit weiblichen Augen und hauptsächlich zu meiner eigenen Belehrung beobachtet habe. Sollten diese Gleichnisse dazu dienen können, irgend eine aufrichtig forschende weibliche Seele auf denselben Weg zu leiten, und ihr durch die weitere Untersuchung jener Naturgesetze und der Verhältnisse der physischen Welt zur moralischen Trost und Beruhigung zu geben, so wird die kleine angenehme Mühe, die ich auf die Verfertigung dieser Bilder verwandte, reichlich belohnt, und meine Absicht, warum ich sie dem Drucke übergab, vollkommen erreicht seyn.

Wien den 30. Jänner 1800.

C. P.

I.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie schön, wie jeder Kunst unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geschmückt! Mit Blüthen überschneyet, prangt der Garten. Hier hängen sie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äste der Kirschen- und Pflaumenbäume so dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige sehen kann; dort stehen sie wie wilde Röschen geformt fest auf den Aprikosen-Ästen. Hier prangt die Pfirsich- und Mandelblüthe in blassem Rosenroth, und dort erheben sich die Apfelbäume mit dem schönsten Schmucke duftender Blüthen beladen, die, weiß und röthlich gestreift, dem Auge die lieblichste Abwechselung darbiethen. Wel-

che Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Ernte von Früchten verspricht nicht dieser blüthenvolle Lenz! Aber ach, diesen Bäumen stehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif seyn werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröste voraus sehen, welche die Blüthen, noch ehe sie Früchte bilden, herab stören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich ins Herz der kleinen Frucht hinein beißet, und sie von innen verdirbt? Wer schützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend und tausend Blüthen, die unseren Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schützen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwenderischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück, treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns of-

sen, Alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken, und das schönste Loos muß uns zu Theil werden! Unbefangen überlassen wir uns den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidiget haben. Anmaßend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umstände uns leiten, und sehen das schimmernde Ziel so nahe, daß wir es schon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie sehr uns unsere Vorstellungen täuschten! Verhältnisse und Rücksichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg, plötzliche Wechsel des Glücks nöthigen uns, unsere Plane aufzugeben, Falschheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unser Ziel, tausend fehlgeschlagene Hoffnungen ermüden den Geist, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verrathene Freundschaft machen uns mißtrauisch und muthlos; und wohl dem, in dessen Herzen sich kein giftiger Wurm böser Gesellschaft oder schlechter Grundsätze eingenistet hat! So enden wir mit langsamen Schritten den raschbegonnenen Lauf, und sind nur zu selig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquickende Früchte

bringen. O, laßt uns die Vorsicht preisen, die in der moralischen wie in der physischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe ins Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu genießen!

II.

Der Sturmwind.

Brauſe nur immer fort, und raſe durch die Wipfel der ſchwankenden Pappeln, du ſtürmiſcher Gewiſterwind! Ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von ſchützenden niedrigen Büſchen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume ſich ſeufzend vor deiner Gewalt beugen, und einen Regen von grünen Blättern herabſenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln ſich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängſtlich umher und beben vor dem Untergange, der ihren Neſtern droht; aber unbekümmert ſchlüpft die grünliche Eidechſe hin und her, treibt ſorglos ihr Geſchäft, und läßt den Wind toben, der ihrer ſtillen Wohnung nicht ſchaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bey Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnellwechselnden Launen des Glücks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glücklich ist der Weise, der, genügsam und zufrieden, in dir und der Natur die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süßesten Freuden sucht!

III.

Der Garten in der Stadt.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Ein Gewitterregen hatte die Hitze des gestrigen Tages gekühlt, und Bäume und Blumen erquickt. Ich trat in den Garten. Welche Veränderung seit gestern Abends! Tausend und abermahl tausend Knospen hatten sich in dieser fruchtbaren Nacht geöffnet; zarte Blätter wie ein leichter grüner Schleyer umwoben die Büsche, und das lieblichste Gemisch von Farben ergetzte das Auge. Die Coluthea hatte ihre feuerfarbenen Blüthen prangend entfaltet, der weiße und blaue Hollunder nickte zwischen dem glänzenden Laube, prächtige Tulpen glühten mit lebhaften Farben hin und wieder im Grase, an welchem der Segen der Nacht noch in blitzenden Tropfen hing, und ein frischer Wind wühlte durch die Äste und schüttelte des Cytisus hangendes Gold und helle Tropfen auf

mich herab. Üppiger grünten die netten Rasensäume, welche die Gebüsche umzogen. Wie schön, wie erhebend war der Anblick! In süßem Genusse verloren stand ich schwelgend in meiner Pflanzenwelt, genoß mit trunkenen Sinnen, und fühlte mich am Busen der freyen Natur. Da erhob sich zufällig mein Blick und traf über der Gartenmauer auf die unzähligen Dächer, Schornsteine und Fenster unserer Nachbarn, die den Garten düster umringen, und neidisch den Strahl der Abendsonne abhalten. O wie sank meine Begeisterung! Wie unangenehm zerfloß der schöne Traum von unbeschränktem Naturgenusse bey dem Anblicke dieser Steinmassen, die mich schmerzlich daran erinnerten, daß ich mitten in einer großen Stadt lebte! O, wie viel theurer wäre mir der Garten, wenn hier statt der vielfach gestalteten Häuser sich ein Saatfeld ausdehnte oder ein Buchenwald rauschte, und dort statt der Kirchthürme, die so herrisch in alle Gärten herab schauen, ein waldiger Berg seine ehrwürdige Scheitel erhöhe! Dann wäre ich wirklich im Schooße der Natur, dann genöße ich wirklich die Freuden, deren schwaches Schattenbild mich hier täuscht. O, daß ich empor schauen und selbst meinen lieblichen Traum zerstören mußte!

Ich will es nicht mehr thun. Innig will ich

mich an meine beſchränkte Pflanzenwelt anſchmiegen, nur ſie betrachten, und nicht bedenken, was außerhalb des Gartens iſt, und wie alles beſſer ſeyn könnte, wenn es anders wäre.

Ach, wer das immer und in jedem Verhältniſſe vermöchte! Wie viel zufriedener würden die Menſchen ſeyn, wenn ſie weniger um ſich her oder über ſich hinauf ſähen! Welcher Stand, welche Lage iſt ſo ganz elend, der nicht noch einige Genüſſe eigen wären, die, mit Liebe aufgeſucht, hier und da einen frohen Augenblick gewähren könnten! Sind nicht die meiſten unſerer Bedürfniſſe weniger Kinder der Nothwendigkeit als der Einbildung? Sind es nicht die meiſten unſerer Freuden und ſelbſt unſer Glück? O, ſo können wir denn nichts Dringenderes, nichts Beſſeres von der Vorſicht erflehen, als ſtille Faſſung, um das Gute zu bemerken, das uns umgibt, beſcheidene Genügſamkeit, um in ihm unſere Freuden zu finden, und den feſten Willen, nie umher zu ſpähen, nie ſeufzend zu vergleichen, ſondern das Gute, das wir beſitzen, mit Freudigkeit zu ergreifen, und, was uns fehlt, mit Muth zu entbehren.

IV.

Der Pappelbaum.

Komm, Mädchen, und betrachte mit mir diese hohe Pappelweide! Noch hat nicht der zehnte Frühling sie neu belaubt, und schon steht sie in vollem, üppigem Wuchse da, ein starker vollendeter Baum, dessen Stamm meine Arme nicht zu umspannen vermögen. Stolz hebt sie ihren spitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauscht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Hohe zuerst begrüßt. Demüthig und unscheinbar grünt neben ihr die junge Linde, zwar eben so alt wie jene, aber noch bey Weitem nicht an Höhe und Dicke des Stamms, an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn sie biethet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarinn verdunkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blicke rings umher im Garten! Du findest auch nicht Eine Pappelweide, die über dreyßig Jahre alt wäre, aber du siehst wohl von fern jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangenen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquickenden Schattens, indeß oft derselbe Gärtner den Pappelzweig setzet, und den verdorreten Stamm unwillig aus der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter versprechen, der vorübergehenden Lust an diesen vorzieht.

Und du, junges flatterndes Wesen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundschaften stiftet, um sie morgen wieder zu zerreissen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die langsam eine dauernde Freundschaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Gespielinn begrüßen will! Zwar genießest du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur spät

zu Theil wird; aber es iſt auch nur Schimmer, und zehn deiner Schweſterſchaften ſind geknüpft und wieder zerriſſen, ehe eine wahre Freundſchaft geſchloſſen werden kann, die langſam wächſt, aber ewig, wie die Linde, dauert. Nach und nach faßt ſie in den verbundenen Herzen Wurzel, iſt anfangs klein und unbemerkt, bis ſie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, ſich in majeſtätiſcher Schönheit erhebt. Dann erſt äußern ſich ihre wohlthätigen Wirkungen; ſie gibt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede beſſere Beſinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die ſie nicht zu erſchüttern vermögen. Noch im Alter ſtärkt und erfreuet ſie die verſchwiſterten Seelen, und, wohl uns! keine Speculation kann uns den ſüßen Glauben nehmen, daß ſie uns noch in beſſere Welten folgt!

V.

Das Vergißmeinnicht.

Freundinn, liebſt du das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und wünſcheſt du es zu pflücken, ſo folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle! Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende ſie ſehen und pflücken kann; ſie ſcheuen die allzuheißen Strahlen der Sonne, und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünſtelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächſe in nutzloſer Pracht ſtehen. Aber hier am Borde des nützlichen Quells, der, die Wieſen befeuchtend, ſegensvoll dahin fließt, hier, wo fruchtbare Obſtbäume die beladenen Äſte in ihm ſpiegeln, während ihre Wurzeln ſein klares Naß ſaugen, hier blühen die Vergißmeinnicht zu Tauſenden. Lieblich ſtehen ſie da im fetten Graſe, und

nicken mit den himmelblauen Blumen und dem blaß-rothen Knöspchen freundlich über die klare Fluth hin.

Sehnst du dich nach wahrer Freundschaft und treuer Liebe, Mädchen? O, so verlaß das schimmernde Gewühl der großen Welt! Besuche nicht Schauspiele und Feste, um gute Menschen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu suchen, und hoffe nicht, im etikettevollen Prunksaal wahre Empfindung anzutreffen! Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigenthümlichkeit des Charakters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den man braucht, und den gering schätzt, der keinen Einfluß hat, dort wohnet sie nicht die schüchterne Freundschaft, und die Liebe versendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des stillen häuslichen Lebens, bey froher Arbeitsamkeit und thätiger Menschenliebe, bey mäßigem Vergnügen, das gutes Bewußtseyn würzt, da wohnt wahre Freundschaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chore häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannst du sie suchen; aber verdiene auch, sie zu finden!

VI.

Die Bohnen.

Es ist ein eigenes Vergnügen für mich, im Frühlinge zwischen den frischbepflanzten Beeten oder durch neubelaubte Büsche zu wandeln. Wie Alles treibt und keimt und ins Leben trachtet! Die hochgeschwollenen Knospen brechen auf; hier drängt sich zart gekräuseltes Laub aus der geborstenen Hülle, dort stehen ganz begrünte Büsche, und jene Bäume sind weiß von Blüthen. Käfer und Mücken, Raupen und Schmetterlinge fliegen und gaukeln und kriechen neugeboren und selig in ihrer Art im warmen Sonnenschein. Alles ist voll Leben, voll Jugendkraft, und der Anblick der erwachenden Natur füllt das unbefangene Herz mit freudigen Hoffnungen — die sich nicht auf diese Welt allein beschränken. Sieh, wie auf diesen Beeten sich die treiben-

de Kraft in kleinen Pflanzen mächtig zeigt, und dem Gemüthe, das gern lernt, ernste und sanfte Unterweisung gibt! Zehn Tage sind es nun, seit der Gärtner auf jenem Beete Bohnen dem Schooße der Erde anvertraut hat. Bemerkst du nicht die kleinen Schollen, welche sich hier der Reihe nach in abgemessenen Zwischenräumen erheben, und unter welchen etwas Grünes hervorblickt? Dieß Grüne ist das junge Pflänzchen der Bohne; kleingefaltet liegen die Blätter noch fest in einander, nur der Hauptstängel hebt sich gekrümmt, gleich dem Halse des Schwanes, empor, und trägt an seiner niedergebogenen Spitze das mütterliche Saamenkorn, aus dem er erwuchs, und in ihm die erste Nahrung fand, bis er stark genug war, auch abwärts in die Erde zu treiben. Nun steht er fest, und drängt gewaltsam durch sie herauf, und bahnt sich einen Weg in das Reich des Lichtes. Sieh, wie er sein Grab durchbrochen hat, und der zersprengte Grabstein noch auf ihm liegt, bis er auch diesen bezwingt, und dann, von lauen Lüften und goldenen Strahlen umflossen, in jugendlicher Schönheit prangend da steht!

Nie kann ich die aus ihren Gräbern auferstehenden Pflanzen ansehen, ohne an das Gemählde der Mutter mit dem Kinde erinnert zu werden,

die ſich unter dem geborſtenen Steine erhebt, und verklärt und ſelig nach den Leiden dieſer Zeit in glücklichere Welten empor ſteigt *); und dieſe Ähnlichkeit erfüllt mein Herz mit froher Ahnung. Auch wir werden einſt, wie dieſe Saamenkörner, dem Schooße der dunkeln Erde anvertraut, auch wir werden uns, wie ſie, aus dem Grabe erheben und empor blühen in die Welt des ewigen Frühlings. Dort umfangen uns reinere Lüfte, und in einem milderen Sonnenſcheine werden die Keime ſich fröhlich entfalten, die hier ſo oft kaum zur Blüthe, faſt nie zur Frucht gelangen konnten!

*) Das Bild des von Herrn Rahl verfertigten Grabmahles der Madame Langerhans, das zu Hinkelbank in der Schweiz ſteht, wenn ich nicht irre.

VII.

Das Thal.

„Nein, zwiſchen dieſen drohenden Felſenmaſſen führet kein Weg hindurch! Hier müſſen wir bleiben oder umkehren,“ ſagte ich zu meiner Gefährtinn, als wir auf einer kleinen Reiſe uns in einem engen Thale, von unüberſteiglichen Bergen umgeben, befanden, wo nichts als Felſen, theils ſchroff und kahl, theils mit düſteren Wäldern bewachſen, ſich unſeren Augen zeigten, die vergebens nach einem Auswege forſchten. Bald ward unſere Lage noch ſchlimmer; der ſchmale Steig, der uns führte, ſenkte ſich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe, und verſchwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die ſchwarzen Kiefernwälder, die ſchon ſeit der Sündfluth da geſtanden zu haben ſchie-

nen, nirgends ein betretener Weg, eine Hütte oder nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward bange; denn die gefürchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erstaunten wir, als wir bey der nächsten Krümmung des Weges sahen, daß wir keinen jähen Absturz vor uns hatten, und der Grund sich nur allmählich senkte. Schon zeigte sich auf dem entgegengesetzten Hügel ein weißer Streifen, der sich im Walde verlor. Es war ein Weg. Wir folgten ihm; und sieh, er wand sich über Hügel und Tiefen, durch Felsen und Wälder zwischen zwey himmelan steigenden Bergen durch, die mir in der Ferne nur einer geschienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die große Fahrstraße.

O Vorsicht, die du unser Schicksal auf eine unbegreifliche Art leitest, wie konnte ich hier im Kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft lässest du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umstände in Lagen gerathen, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörlichen Jammer vor uns zu sehen glauben; mit stummer Angst erwarten wir den Todesstreich, der unser Schicksal entscheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben soll. Aber siehe, da öffnet deine Mutterhand plötz-

lich eine heitere Aussicht vor unseren Blicken; du zeigst uns einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfst manchen Faden unsers ehemahligen Glücks wieder an, und führst uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

VIII.

Das Hänflingsneſt.

Du klageſt, liebe Freundinn, über die vielen Sorgen, die unbeſchreibliche Mühe, die deine Kinder dir verurſachen, wie du jetzt immer zu Hauſe angeheftet ſeyn, auf die meiſten Vergnügungen Verzicht thun müßteſt, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Erſatz, keinen Lohn zu erwarten hätteſt; ja, du wünſcheſt oft, kinderlos zu ſeyn. Komm mit mir, meine Liebe! Ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling ſein Neſt hat, das wir oft mit einander beſuchten, und den leiſen Geſang des guten Vögelchens behorchten. Sieh! das Neſt iſt leer — die Jungen ſind ausgeflogen; — dort flattern ſie auf der Wieſe hin mit ungeübten Schwingen, ſchwach und ungeſchickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um ſie herum, und zeigen ihnen, wie

ſie die Flügel brauchen müſſen. Morgen vielleicht begleiten ſie ſie zum letzten Mahl, und kehren dann einſam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld ſaß das Weibchen die ſchönen Frühlingstage durch über den Eyern! Wie willig entſagte ſie jedem Genuſſe auf den blühenden Gefilden, und beſchränkte ſich ohne Reue, ohne Sehnſucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Neſt! Das gute Männchen leiſtete ihr treulich Geſellſchaft. Bald hüpfte es auf den nächſten Zweigen umher, und ſang das ſchönſte Lied, das ſeine kleine Kehle vermochte, bald flog es fort und ſuchte die ſchmackhafteſten Körnchen, und legte ſie ihr auf's Neſt hin zur bequemen Speiſe, oder es ſaß hülfreich eine Weile ſtatt ihrer über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyſpiel der Gatten- und Älternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechſelweiſe Speiſe, oder wärmten ſie mit den ſchützenden Flügeln. Schreyend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe geſucht hatten; und wer beſchreibt die Angſt der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüſche vorbey flog, worin ihr Theuerſtes verborgen lag, das ängſtliche Flattern, das bange Geſchrey, die heldenmüthige Auf-

opferung, mit der die Mutter ſich über das Neſt breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen, die unbedachtſame Kühnheit des Vaters, der ſich kreiſchend ſeinem überlegenen Feind entgegen ſetzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber gezogen und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dieß alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Erſatz? Sobald die Jungen flück ſind, führen die Ältern ſie aus dem Neſte, lehren ſie fliegen und ihr Futter ſuchen, und begnügen ſich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtſeyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genuſſe des Frühlings überlaſſen zu haben.

Und ſollte eine Mutter, der Gott nebſt den Trieben, die er auch in des Vogels Bruſt legte, noch Vernunft gab, ſollte ſie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftloſer Vogel? Nein, meine Liebe! Laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele ſcheiden! Laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen! Erhalte den Gedanken immer lebhaft, daß es die ſchönſte, die einzige Beſtimmung des Weibes ſey, Gattinn und Mutter im edelſten Sinne zu werden, daß die Kinder nicht

ſie die Flügel brauchen müſſen. Morgen vielleicht begleiten ſie ſie zum letzten Mahl, und kehren dann einſam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld ſaß das Weibchen die ſchönen Frühlingstage durch über den Eyern! Wie willig entſagte ſie jedem Genuſſe auf den blühenden Gefilden, und beſchränkte ſich ohne Reue, ohne Sehnſucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Neſt! Das gute Männchen leiſtete ihr treulich Geſellſchaft. Bald hüpfte es auf den nächſten Zweigen umher, und ſang das ſchönſte Lied, das ſeine kleine Kehle vermochte, bald flog es fort und ſuchte die ſchmackhafteſten Körnchen, und legte ſie ihr auf's Neſt hin zur bequemen Speiſe, oder es ſaß hülfreich eine Weile ſtatt ihrer über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyſpiel der Gatten- und Älternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechſelweiſe Speiſe, oder wärmten ſie mit den ſchützenden Flügeln. Schreyend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe geſucht hatten; und wer beſchreibt die Angſt der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüſche vorbey flog, worin ihr Theuerſtes verborgen lag, das ängſtliche Flattern, das bange Geſchrey, die heldenmüthige Auf-

opferung, mit der die Mutter ſich über das Neſt breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen, die unbedachtſame Kühnheit des Vaters, der ſich kreiſchend ſeinem überlegenen Feind entgegen ſetzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber gezogen und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dieß alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Erſatz? Sobald die Jungen flück ſind, führen die Ältern ſie aus dem Neſte, lehren ſie fliegen und ihr Futter ſuchen, und begnügen ſich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtſeyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genuſſe des Frühlings überlaſſen zu haben.

Und ſollte eine Mutter, der Gott nebſt den Trieben, die er auch in des Vogels Bruſt legte, noch Vernunft gab, ſollte ſie weniger für ihre Kinder thun, und eigennützıger handeln, als ein vernunftloſer Vogel? Nein, meine Liebe! Laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele ſcheiden! Laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen! Erhalte den Gedanken immer lebhaft, daß es die ſchönſte, die einzige Beſtimmung des Weibes ſey, Gattinn und Mutter im edelſten Sinne zu werden, daß die Kinder nicht

um unſertwillen, daß wir um der Kinder willen da ſind, daß die Vorſicht dieſe theuern Pfänder unſeren Händen anvertraute, nicht, damit ſie uns in der Kindheit ergetzen, und, wenn ſie erwachſen ſind, die Werkzeuge unſerer abſichtsvollen Plane werden, ſondern damit wir ſie, wie ſchwer und mühſam auch dieſer Beruf ſey, auf dem Pfade der Tugend zur Glückſeligkeit führen. Darum entzündete Gott den mächtigſten aller Triebe, die heilige Mutterliebe, in der weiblichen Bruſt, darum verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den ſtillen, gelaſſenen Muth, der oft dem ſtärkeren Geſchlechte fehlt. Dieſe Liebe gibt uns mehr als menſchliche Kraft zu dulden und zu tragen; ſie lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun, die mit unſeren Pflichten ſtreiten, ſie heißt uns ewig geben und nie wieder fordern, und am Ziele unſerer Laufbahn uns in dem großen, erhebenden Gedanken beruhigen, daß wir dem Rufe der Vorſicht gehorcht und unſere Pflichten erfüllt haben. Selbſt dann, wenn ihre unerforſchlichen Schickungen die geliebten Kinder früh aus unſeren Armen reißen, wenn Verhältniſſe und Trennungen uns im Alter jeden Troſt, jede Unterſtützung von unſeren Kindern rauben, auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren, nie ihre Sorgen und Schmer-

zen kleinlich gegen den wenigen Ersatz aufrechnen, nie ihre Mühe für fruchtlos halten; denn der Mutter Glück war ja nie der Zweck, und ihre Bestimmung ist vollkommen erfüllt, wenn ihre Kinder glücklich — wenn sie tugendhaft sind.

IX.

Der Regenbogen.

Das ſchwere Gewitter iſt vorüber gezogen. Dort in Weſten zerreißt das Gewölk, die ſinkende Sonne blitzt hindurch, und die ſchwarzen Wolken ſcheinen zu brennen. Jetzt trifft ihr ſchiefer Strahl den Garten, und wie mit Gold übergoſſen ſteht er da — durch den dunkeln Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben — in zauberiſcher Beleuchtung. Welch ein entzückender Anblick! Wie mächtig ſpricht in ſolchen Momenten die Natur an das empfängliche Herz, und zieht uns unwiderſtehlich in ihre Umarmungen! Komm hinaus in's Freye, meine Geliebte! Wer wird ſich hier zwiſchen Mauern beſchränken laſſen! Komm, wir wollen uns auf den freyen Feldern umſehen. Sieh, ſieh! Dort im dunkeln Orte gegen den Strom zu

ſteht der Bogen des Friedens, die farbige Brücke da, und ihr lebhafter Glanz ſpiegelt ſich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauſchwarzen Gewölke ab. Auch dich erfreut das ſchöne Schauſpiel, auch du ſiehſt den ſtrahlenden Schein und mit dir noch hundert Menſchen, die gerade jetzt ihre Augen gegen Oſten wenden. Und dennoch — es iſt ſonderbar — dennoch ſieht keiner von allen denſelben Regenbogen; jedem erſcheint er anders, für jeden beginnt und endet er an einem andern Puncte, ſo wie der Schauende eben zwiſchen der Sonne und dem Gewölke ſteht; ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemahls erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der ſein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und ſuche ihn dort jenſeit des Feldes neben dem Baume, deſſen Stamm dir ſein bunter Farbenſchimmer verdeckt, — du findeſt nichts. Die Strahlenerſcheinung flieht, wie du dich naheſt, und immer vor dir, immer in weiter Ferne ſiehſt du ſie ſchweben, ohne ſie jemahls zu erreichen.

Spricht dich in dieſem Bilde nicht eine treffende Ähnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menſchlichen Leben hell und klar vor deine Seele? Was iſt das, was mit heitern Himmelsfarben ſtrahlend vor unſern Augen ſchwebt, dem

Breite, um sie bequem begießen zu können, abgetheilt sind! Wie zierlich und für ihr Wachsthum dienlich die Pflanzen selbst in gemessenen Reihen stehen! Hier hebt der junge Salat die hellgrünen Blätter, die noch vom Thaue der Gießkanne träufeln, aus der dunkelbraunen Erde empor, dort guckt die Kohlrübe blaßgrün oder purpurroth verrätherisch aus dem Boden; die spanische Zwiebel streckt ihr buschiges Haupt empor, und der saftige Mangold, ein Sinnbild der Bescheidenheit, verbirgt seinen besten Theil in der Erde, und zeigt nur die blutroth gesprenkelten Blätter. Fühlst du nicht das besondere Vergnügen, das aus der Bemerkung dieser Ordnung und Zweckmäßigkeit entspringt, und ein Auge, dem solche Schönheit gefällt, weit mehr ergetzt, als die künstlich verschlungenen Blumengewinde, die keinen Nutzen haben, als die Sinne zu reizen und fruchtlos zu verwelken?

Sieh hier den Vergleich eines prächtigen Pallastes und einer stillen bürgerlichen Wohnung! Dort, wo der Fuß scheu auf den bunten Parquet tritt, den er zu verderben fürchtet, wo zerbrechliche Spiegelwände die Gegenstände täuschend vervielfältigen, wo reiche Divans, künstlich verschnittene Tische, Japanische Vasen und köstliche Teppiche mehr zur Schau als zum Gebrauche da stehen, wo man kaum

ein Stück zu berühren wagt, aus Furcht, es zu zerbrechen, dort ist das schimmernde nutzlose Blumenparterre. Der Küchengarten ist das Bild einer einfachen, ordentlichen Haushaltung. Taugliches, gut gearbeitetes Geräthe in zweckmäßiger Ordnung, Reinlichkeit und eine leichte Symmetrie geben ihr den unwiderstehlichen Reiz, der dem Prunkgemache ewig fehlt. Jedes Stück ist an seinem Platze, jedes zu seinem Zwecke am besten gewählt, jedes erfüllt seine Bestimmung. Freude und Frohsinn herrschen in den heiteren Gemächern, und ein behagliches Gefühl ergreift jeden Freund, der sie betritt. Laß, Philinde, dieß Bild dir oft erscheinen! Öffne dein Herz dem stillen Reize, der aus Ordnung und Emsigkeit entspringt, und laß, wenn gleich der Himmel dich mit Überfluß beschenkt, dein Haus lieber dem Gemüsegarten als dem Blumenparterre gleichen!

XI.

Das Geranium triste. *)

An meine Freundinnen, die Freyinn von Richler und ihre Schweſtern.

Still wird es in der Gegend umher, ſtiller im einſamen dämmernden Garten, den die geſchäftige Menge verlaſſen hat. Die Sonne iſt geſunken; nur ihre letzten gelblichen Schimmer kränzen noch die Scheitel des fernen Gebirges, und erinnern an den freundlichen Tag, der die Pflanzen- und Thierwelt erfreuend belebte und den Menſchen zum frohen Genuſſe ſeiner Kräfte rief. Alles iſt ſtill, einſam,

*) Eine Blume aus der Gattung derjenigen, die Storchſchnabel heißen; ſie duftet nur Abends.

düſter. Die glühenden Farben, die der Sonnenſtrahl auf den Blumen weckte, ſind mit ihm verſchwunden; verblichen iſt das lebhafte Grün der Büſche, das mannigfaltige Spiel von Licht und Schatten in den grünen Irrgängen. Die Sänger der Lüfte ſind verſtummt, und von allen Bewohnern der Gras- und Kräuterwelt zirpt nur hier oder dort eine Heuſchrecke, oder ein Nachtfalter ſchwirrt mit trägem Fluge um unſer Haupt.

Folget mir, o Freundinnen, an das Geländer, wo wir heute Morgens die farbenſtrahlenden Blüthen der tauſendgeſtaltigen Geranien bewunderten, und die glühenden Tinten der Nelken euch entzückten! Kaum unterſcheidet man jetzt die Stellen, wo ſie ſtehen. Alle ihre Reize ſind mit dem Lichte verſchwunden; und es iſt einerley für uns, ob ſchlechte Grasblumen oder Florens Lieblinge die düſtern Plätze füllen. Aber erinnert ihr euch noch der braunen unſcheinbaren Blümchen, die ſich in niedlichen Büſcheln auf dem ſchlanken Stängel ſchaukelten? Weder Farbe noch Geruch empfahlen ſie damahls, ſelbſt ihr Nahme, der Trauer bedeutet, war abſchreckend; und achtlos ging man ſie vorüber. Nähert euch ihnen aber jetzt und fühlet, welch' ein Balſamduft euch entgegen weht! Solche Düfte mag der Windhauch vielleicht den Schiffern im Indiſchen

Ocean aus dem Schooße der Gewürzinseln herüber bringen. So kräftig, so belebend, und doch so zart! Und alle diese Schätze sind für die dunkle Nacht gespart, wo die übrigen Schönheiten Florens verschwinden, wo sonst nichts die ruhenden Sinne ergetzt. Freundlich wartet das Blümchen, bis die blendende Sonne, die Freuden des lauten Tages vergangen sind; dann öffnet es seinen gewürzreichen Kelch und erfüllt die Luft mit süßem Hauche, und erfreut den einsamen Wandler, der vielleicht die Schatten der Nacht zu Vertrauten seines Kummers machte.

O, wie freundlich erscheint uns in den wechselnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es sich uns gerade in den Augenblicken nähert, wo es düster um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blicke verschwinden, und von allen fröhlichen Genüssen keiner mehr für uns blüht! Wie ist dem Trauernden dann die sanfte Stille des weichen Freundesherzens so erquickend! Wie wohl thut ihm selbst die leise Schwermuth, die, der seinen antwortend, aus den theilnehmenden Blicken spricht! Tief und unauslöschlich ist der Eindruck, den Freunde, auf diese Art gefunden, auf unser Gemüth machen, und fest die Bande, die

in trüben Tagen geknüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen. Wenn dann auch frohere Stunden wiederkehren, denkt das gerührte Herz mit süßer Wehmuth jener Zeit, und fühlt dankbar die ewige Verpflichtung.

XII.

Die Allee.

Wie ſich ſeit einigen Jahren dieſer ſchattige Gang verändert hat! Als die Bäumchen nur erſt gepflanzt waren, ſchoß die jugendliche Kraft üppig von allen Seiten hervor. Zweige, Blätter und kleine Äſtchen ſtanden regellos an dem zarten Stamme, und bekleideten ihn von der Wurzel bis zum nahen Wipfel mit lebhaftem Grün. Die Bäume glichen Stauden, und die Allee hatte das Anſehen einer Laube. So wie nach und nach die Bäume mehr Stärke gewannen, die Wipfel ſich dichter belaubt und höher empor hoben, da entzogen ſie den unterſten Zweigen Sonnenlicht und Regen. Dieſe welkten zuerſt und ihnen folgten die höheren, bis endlich der ganze Stamm von dem entſtellenden

Laubwerke gereinigt, und das ſtaudenähnliche Gewächs zu einem ſchöngeformten Baume mit glattem Stamme und einer buſchigen Krone ward, die ihre Arme in reinere Lüfte empor ſtreckt. So bilden ſich die meiſten Bäume von ſelbſt; denn es iſt angeborner Trieb bey ihnen, ſich von den erſten unnützen Auswüchſen, die dem Wipfel und den Früchten die edelſten Säfte entziehen, von dieſer Fülle überſtrömender Jugendkraft zu befreyen, und nur die ſchöne nützliche Krone zu behalten.

In der Kindheit und Jugend, wenn unſere Begriffe noch verworren, unſere Empfindungen unentwickelt ſind, und eine ungezügelte Phantaſie den irrenden Verſtand beherrſcht, wenn ſpäterhin Leichtſinn oder Leidenſchaft unſere Seele mit unrichtigen Vorſtellungen erfüllen, und ſüße Täuſchungen, geliebte Vorurtheile und Irrthümer ſelbſt die jugendliche Vernunft auf ihre Seite zu ziehen wiſſen, da gleichen wir, ohne Charakter und Grundſätze, den jungen Bäumen ohne gebildete Krone und ſtarken Stamm. Sollen wir aber als denkende vernünftige Weſen uns von Bäumen beſchämen laſſen, und gedankenloſen Pflanzen in der Ausbildung unſerer ſelbſt weichen? Nein! Wie die jungen Sträuche jeden kommenden Frühling einige nutzloſe Zweige ablegen, und ſich nach und

nach zu schönen Bäumen bilden, so sollen auch wir mit jedem Jahre unseres Lebens, mit jeder erworbenen Kenntniß und Erfahrung einen Theil unserer Irrthümer, Vorurtheile und Fehler ablegen, bis endlich unser ausgebildeter Charakter dem Baume gleicht, der uneigennützig Schatten und Erquickung gewährt, für's Wohl des Ganzen thätig wird, und in Erfüllung der Pflichten gegen Andere das Ziel seines Daseyns erreicht.

XIII.

Die Salbey.

Sieh, wie schön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbey wieder da stehen! Kaum blühten sie im Frühlinge schöner, ehe der Gärtner sie nahe an der Wurzel abschnitt, daß nur traurige Stoppeln übrig blieben. Wie so verändert schien sie damahls! Einst ein vollblättriger blühender Strauch, auf dessen langen dunkelblauen Blumen sich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von dessen sammetweichen Blättern, die so mannigfaltigen Nutzen schaffen, süße Düfte empor stiegen; jetzt nichts, als ein unscheinbarer Busch grauer welkender Stoppeln. Das Heer der Schmetterlinge war entflohen, keine süßen Düfte stiegen empor, kein Vorübergehender pflückte dankbar ei-

nes ihrer Blätter. Die arme Salbey war von Allen verlaſſen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regengüſſe erweichten um ſie her die mütterliche Erde, milde Thautropfen ſenkten ſich in die abgeſchnittenen Stängelchen, die Lebensſäfte fingen an ſich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit ſtand die Salbey in ihrer vorigen Schönheit da. Nun duftet ſie wieder und erquickt die Spazierenden, nur die flatterhaften Schmetterlinge werden ſie nicht mehr umgaukeln; ein leichtes luftiges Geſchlecht, ſind ſie ſchon längſt mit den Tagen des Frühlings, die ihre Geburt und ihren Tod begrenzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schickſale und unverdiente Unglücksfälle dich beugen, wenn der Schimmer des Glückes, der dich umgab, verſchwindet, wenn die Welt mit ſchadenfrohem Lächeln auf dich herab ſieht, und der eingeſchränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten ſchmerzhaft drücket! Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbey neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglücken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hülfe und Troſt zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquicken, du wirſt wieder blühen, wie die Salbey wieder blühete. Vielleicht

werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln; aber glaube mir, es ist Gewinn, die schändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kamen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner abschnitt? Er beraubte den schönen Strauch nicht umsonst seiner Zierde. In heilsamen Getränken und kräftigen Pulvern nützen sie der leidenden Menschheit. Tröste, ermuntere dich durch den erhabenen Gedanken, daß dein Unglück, in die unendliche Kette des Schicksals verflochten, nothwendig war, daß es zum Besten des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich den Zusammenhang einzusehen vermögen. Wir glauben eine liebende, waltende Vorsicht; und dieser Glaube macht uns jenen beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiß.

XIV.

Die ausländiſchen Gewächſe.

Wahrlich, ſie ſind ſchön, dieſe fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren ſonderbaren Blättern! Mehr als das Geländer, das ſie von den übrigen Pflanzen des Gartens ſcheidet, ſcheidet ſie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht, welche kühne Miſchungen! Welche glühende Farben, wie ſie nur der ſenkrechte Sonnenſtrahl zu kochen vermag! Gewiß, ſie ſind reizend, und unendlich angenehm iſt der Anblick, den ſie dem Auge des Beobachters darbiethen. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen ſie Früchte, nie erreichen ſie unter unſerem kalten Himmelsſtriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen

Erde gerissen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewohnt, schmachten sie hier in dem ungewohnten Klima. Getäuscht durch ein laueres Lüftchen oder einen heißen Sommertag, öffnen sie ihre kleinen Knospen; die Blüthe entfaltet sich, sie prangt in hoher Schönheit, und verspricht eine wohlschmeckende Frucht. Aber siehe! ehe noch der Keim in der hunten Hülle sich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauset ein kalter Nordwind über sie hin, und schüttelt die Blüthen herab, oder die Früchte sterben vor Kälte in ihrer ersten Jugend. Dennoch drängt sich Blume an Blume, dennoch ersetzen stets neue Knöspchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit. Arme Betrogene! Was wollt ihr hier? Hier ist euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr sie mit euern edelsten Säften; der Himmelsstrich, unter den ihr verpflanzt seyd, läßt sie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menschen! Wie oft gleichest du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäuscht vom Sonnenblicke eines nahen Glückes öffnest du dich frohen Gefühlen, träumest von künftigen Seligkeiten, opferst oft

deine beſten Kräfte dieſen trügeriſchen Ausſichten, und glaubſt in ihrer Erfüllung mehr als irdiſche Zufriedenheit zu finden, bis plötzlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die ſtolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünſche an ſtets ſich erneuernden Hinderniſſen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umſonſt belehren uns tauſend mißlungene Verſuche, daß hiernieden kein vollkommenes Glück zu finden iſt; umſonſt erinnern die Wunden unſers Herzens uns an alles, was wir ſchon gewünſcht und doch nicht erhalten haben. — Die fernſte Ausſicht einer möglichen Verbeſſerung facht unſeren Muth aufs neue an, und ſtellt uns ein anderes Gut als eben ſo erreichbar dar. Wozu dieſe raſtloſe Thätigkeit? Wozu dieſe unerſchöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnung auf beſſere Zeiten, die doch niemahls kommen? Sollen dieſe Triebe uns nur zur ſteten Qual gegeben ſeyn? Nein! Dieſer Gedanke wäre einer Vorſicht unwürdig, die jedes Geſchöpf aus Liebe geſchaffen und zur Glückſeligkeit beſtimmt hat. Aber auch wir ſind hiernieden nicht in unſerem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu edleren Zwecken beſtimmt, als wir hier erreichen können, ahnen wir, daß es ein reines

Glück und ungemischte Freuden gibt, und suchen sie vergebens, und erschöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entspricht, bis endlich der Tod unserer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freyheit gibt, dem schöneren Frühlinge in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen und ihre Blüthen Früchte tragen werden.

XV.

Der ſterbende Schmetterling.

Da hängt ſie, ſterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod war jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenſtande entſchlüpft, kaum zu ſchöneren Genüſſen und einem freyeren Daſeyn erwacht, folgt ſie gehorſam dem Rufe der Natur, entſagt dem lieblichen Herumſchwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, ſucht einen Gatten, und ſchenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgſam legte ſie die Eyer in eine Spalte der Rinde, ſtreifte ihr eigenes wollichtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutze gegen die Winterkälte zu geben, und verging dann in ſüßen Empfindungen von Aufopferung und Liebe über ihrem Neſte, dem ſie alles, ſogar einen Theil ihrer ſelbſt, gegeben hatte.

Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe

und Zärtlichkeit, wie ſie eigentlich deinem Geſchlechte geziemt! Auch Weiber können ſtark und innig lieben, auch in den zarteren Seelen des ſchwächeren Geſchlechtes entſtehen mächtige Leidenſchaften; aber ſie müſſen in ihren Äußerungen und Folgen immer den Charakter des Geſchlechtes tragen, und nie bis zu dem Ungeſtüme der Männer empor ſchwellen. Glaube nicht, daß jene ſtürmiſchen Leidenſchaften, wie manche Romane und Theaterſtücke ſie nur zu reizend ſchildern, wahre Liebe ſeyen, jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniß achten, verletzte Pflichten durch Trugſchlüſſe entſchuldigen, und Unſchuld und Ehre im Rauſche der Sinnlichkeit hinzuopfern für ein verzeihliches, ja oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichteriſch ſchön ſeyn, ſittlich ſchön ſind ſie gewiß nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen ſie den Geliebten nicht glücklicher, und das Weib ſelbſt in ſeinen Augen nicht liebenswürdig. Der ſterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie iſt das ſtille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenſtand glücklich zu machen, und es nicht achtet, wenn es in Ausübung ſeiner Pflichten ſich ſelbſt verzehrt; ſie iſt eine ſanfte Gluth, die wohlthätig wärmt, nie ver-

heerend lodert. Unglück und Hinderniſſe erhöhen ſie, ohne ſie je ſtürmiſch zu machen, und ſelbſt in ihrer höchſten Stärke, unter dem Drucke der Leiden wie in den Augenblicken des größten Entzückens, verträgt ſie ſich mit jeder Tugend, jeder ſittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältniß, hört den leiſen Ruf der Pflicht, und opfert ſich endlich willig ſelbſt auf, wenn ſie im Kampfe mit ihr nicht mehr beſtehen kann.

XVI.

Die Johannis-Käfer.

Die heitere Sommernacht ladet uns in's Freye. Laß uns die ſtillen Gründe beſuchen, wo tiefe Schatten zu ernſten Betrachtungen ſtimmen! Sieh! Was iſt das? Der beſtirnte Himmel hat ſich in das Thal herab geſenkt. Siehſt du die leuchtenden Pünctchen im Graſe, und hier den grünlichen Funken, der ſich von einem Zweige zum andern bewegt? Bald ſteht er ſtill, bald ſchwebt er vor uns hin, verliert ſich im nächtlichen Dunkel, und kommt glänzender wieder hervor.

Ich kenne euch, liebliche Weſen, leuchtende Erſcheinungen, die ihr unſere Sommernächte verſchönert! Die beſchwingten Männchen flattern umher und tragen ihr ſchönes Licht zur Schau; nichts hält ſie, nichts hemmt ihre Bewegungen. Sie ſuchen ihre Weibchen, fliegen nach Nahrung umher,

oder scherzen mit ihren Gespielen. Das Weibchen lauschet still im Grase, kann sich nicht aufschwingen, und nur die nächsten Hälmchen mit glänzendem Lichte bestrahlen. Aber indessen das freye Männchen mit ungewissem Schimmer jetzt ganz verschwindet, jetzt kaum das Blättchen erhellt, auf dem es ausruht, und bald, ungesehen, in Gefahr geräth, zertreten zu werden, bald die Hand des Neugierigen lockt, den fliegenden Funken zu haschen, ruht das Weibchen sicher in dem kleinen Kreise, der sie umgibt. Schon von fern erblickt der Wanderer das stille, grünliche Licht am Boden, nähert sich mit leisen Schritten, sieht mit Wohlgefallen die nahen Pflanzen in dem sanften Schimmer glänzen, und stört ihre Ruhe nicht. So ersetzte die Natur ihr wohlthätig durch helleres Licht und Sicherheit den Mangel an Freyheit.

Beneide nicht, entschlossene, junge Freundinn, beneide nicht das Loos der Männer, und wünsche nicht so sehr, dein schwächeres Geschlecht mit dem stärkeren zu vertauschen, weil Natur und Verfassung diesem tausend Vorzüge und Freyheiten ertheilt haben, deren das beschränkte Weib nicht genießen darf! Still, in dem engen Kreise häuslicher Geschäfte eingeschlossen, erstreckt sich ihre Wirksamkeit nicht über die Mauern ihres Hauses. Wohl-

ſtand und Sittſamkeit verbiethen ihr jede öffentliche Handlung, jedes lautere Betragen, ja die Natur ſelbſt ſcheint ſie durch ihren zarteren Körperbau und ihre Mutterpflichten von jedem Antheil an öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen zu haben.

Aber indeß der Mann ſich ſeiner großen Vorzüge nicht ohne Gefahr erfreut, indeſſen Sorgen, Kränkungen und unnennbare Beſchwerlichkeiten den Staatsmann, den Gelehrten, den Krieger treffen, und Undank oder zweifelhafter Ruhm ihr ſpäter Lohn wird, genießt das Weib einer unbedroheten Ruhe im Innern ihres Hauſes. Hell und ehrwürwürdig leuchten ihre ſtillen Tugenden dem glücklichen Gatten und wenigen Freunden. Häusliche Zufriedenheit und wohlgerathene Kinder lohnen ihr ſüßer als eroberte Provinzen oder gelungene Staatsintriguen, und ſicherer wirken ihre Tugenden durch Kinder und Enkel auf die gebeſſerte Nachwelt, wenn auch kein Stein ihren Nahmen lehrt, als die Bücherweisheit des Gelehrten, deſſen Nahmen ferne Jahrhunderte mit Erſtaunen nennen. Nein, liebes Mädchen! Die Vorſicht hat nicht ſtiefmütterlich an unſerem Geſchlechte gehandelt, als ſie ſo unendlich weiſe jedem durch Naturgeſetze die Bahn zeichnete, die es zu wandeln hat. Jedes hat ſeine Rechte, ſeine Genüſſe, ſeine Pflichten, die,

gewiſſenhaft erfüllt, nicht minder verdienſtlich ſind. Aber verderblich iſt die Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande, und eine falſche oder geringſchätzige Vorſtellung von unſeren Pflichten und Rechten macht uns bald jene verabſäumen und dieſe verlieren. Dann ſind wir freylich armſelige Geſchöpfe ohne Beſtimmung und ohne Würde; aber wir ſind es nicht durch die Natur, ſondern durch eigene Schuld.

XVII.

Die Obſtkerne.

„Schade um die vielen Kirſchen und Weichſel, die hier ungenützt auf der Erde liegen und faulen!“ ſagte Emilie geſtern zu mir, und zeigte mir im Obſtgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beſchädigter Früchte, die im Graſe zerſtreut lagen. „Schade!“ ſprach ſie: „Das verdirbt nun alles ungenoſſen und nutzlos, und hätte, wenn es reif geworden oder unverſehrt geblieben wäre, das ſchönſte Obſt gegeben.“ „Nutzlos verdirbt es wohl nicht,“ erwiederte ich: „Blicke einmahl um dich! Siehſt du hier nicht aus dem Graſe eine Menge zarter Bäumchen hervorragen, kaum noch ſo hoch als die Halmen um ſie her? Wo mögen dieſe wohl hergekommen ſeyn? denn angepflanzt hat ſie hier niemand. Sieh, Emilie, die Früchte,

die aus mancherley Ursachen abfallen, faulen im Grase, und der zarte Keim entwickelt sich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervor treibt, dient ihm das Fleisch der Frucht zur ersten seinen Nahrung, ehe er noch im Stande ist, mit seinen Fäserchen die gehörige Speise aus dem harten Boden zu ziehen, wie junge Kinder zuerst von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau stärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, sein schwacher Stamm erhebt sich nach und nach; und so sind alle diese Bäumchen entstanden, die einst, durch Zweige besserer Art veredelt, den Obstgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen ist zwecklos abgefallen; denn die wenigen, aus denen kein Keim erwuchs, dienten den Vögeln des Himmels zur Speise, die Gott auch liebt, und für die er auch sorgt.“

„Ja, meine Freundinn, die Vorsehung ist gütig und weise im Kleinsten wie im Größten. Nichts geht in ihrer Haushaltung verloren, nichts bleibt ohne Wirkung, ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze. So wenig ein Obstkern vergebens abfällt und verweset, eben so wenig geht die kleinste Folge unserer Handlungen verloren, wenn gleich wir kurzsichtige Sterbliche oft das Gegentheil zu sehen glauben, und uns so manche Ursache ohne Folge,

ſo manche Kraft ohne entſprechende Wirkung zu bleiben ſcheint. Jede gute oder böſe Handlung, jede Anreizung zum Übel, jedes Beyſpiel ſtiller Tugend bringt gewiß eine Veränderung in dem Kreiſe, der uns umgibt, hervor, und dieſe verbreitet ſich ſtill und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz die erſte Veranlaſſung vergeſſen haben, mit Freude oder Schrecken die Folgen erblicken, die, ungeſehen von uns, aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchſen. O möchten unſere Handlungen immer den edeln Obſtkernen gleichen, die ſtill und geräuſchlos in's Gras hinfallen, aber ſpäter hin zu nützlichen Bäumen erwachſen, und einſt noch dem Enkel Erquickung und Schatten geben!"

XVIII.

Die Tannen.

Jetzt ſind ſie ausgegraben und dem Heerde beſtimmt, die verdorreten Tannen, die ſo lange des Fleißes und der Pflege des Gärtners ſpotteten. Alle ſeine Mühe und Sorgfalt war bey dieſen Bäumen vergebens; ſie blühten und grünten nicht mehr, ja ſelbſt der wenige Saft, den ſie noch hatten, als man ſie aus ihren mütterlichen Wäldern hierher verpflanzte, vertrocknete, und die Tannen ſtarben. Unwillig warf ſie endlich der Gärtner aus dem Boden, den ſie entſtellten, heraus, und ſieh, da wurde er gewahr, daß ſie wenige oder gar keine Wurzeln hatten. Dieſe waren, als man die Bäumchen im Walde ausgrub, abgehauen oder verletzt worden; und nun war es wohl deutlich,

warum die armen Tannen nicht gedeihen konnten. Hätte man sie in dem schützenden Schatten ihres mütterlichen Waldes gelassen, sie hätten fortgegrünt, und wären in wenigen Jahren zu hohen nützlichen Stämmen aufgeschossen, deren balsamischen Schatten der müde Wanderer gesegnet hätte, da sie jetzt nichts als ein dürres unbrauchbares Reisholz sind.

So geht es manchen jungen unerfahrenen Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauses in die große Welt versetzt wurden. Was soll hier der Anstrich von Tugenden, den Gewohnheit und Beyspiel ihnen geliehen, die Bescheidenheit, welche noch nie den Lockungen der Schmeicheley zu widerstehen hatte, die Redlichkeit, welche noch durch keine Gelegenheit, unentdeckt zu sündigen, geprüft wurde, die Unschuld, die noch keine Versuchungen mit Muth und Standhaftigkeit besiegt hatte? Die Mädchen waren gut, weil sie noch keine Reizung gehabt hatten, böse zu seyn. Aber jetzt im Wirbel der Zerstreuungen, von der Verführung umlagert, von falscher Ehre gereizt, von schimmernden Beyspielen fortgerissen, o wie schnell verschwinden da die wenigen guten Gefühle, die ihnen statt Grundsätze dienten, und sie werden verderbt, wie die, mit denen sie umgi

hen! Wären ſie nie oder nur ſpät ihrer ſchützenden Verborgenheit entriſſen worden, ſie wären in Einfalt und Unſchuld zu guten würdigen Weibern heran gereift, ein edler Mann hätte ſein höchſtes Glück in ihren Armen gefunden, und tugendhafte Kinder ihnen einſt ihr ganzes Wohl verdankt.

XIX.

Der Laubengang.

Sieh, Freundinn, wie dicht dieſe jungen Bäumchen ihre nachbarlichen Äſte verſchränken, wie ſie ein hellgrünes Dach über unſeren Häuptern bilden, durch welches die Sonne blitzt, und die ändernden Schatten der Blätter bald auf den Weg, bald auf unſere weißen Gewänder ſtreut! Von gleicher Art und Höhe ſtehen ſie zu beyden Seiten; zu gleicher Zeit gepflanzt, mit gleicher Sorgfalt gewartet, ſtreckten ſie ſchon als zarte Stämme ihre jungen Zweige zuſammen, wuchſen mit einander und für einander, und vereinigten ſich, als ſie groß und ſtark geworden waren, zur ſchattenvollen Laube. Eins in's andere verſchlungen und verwebt, unauflöslich verbunden ſtehen ſie da, und bieten in ihrer Vereinigung den

Stürmen Trotz, und schöpfen eines aus dem andern Kraft und Stärke.

Süßes Bild der innigen Freundschaft und Liebe zwischen gleichgestimmten Seelen, bey gleichen Verhältnissen, wenn keines mehr fordert als leistet, keines mehr empfängt als gibt, und kein Mißton, erzeugt durch den Unterschied des Standes, der Jahre, des Geräthes, den schönen Zusammenklang stört, wenn eines denkt, liebt und lebt wie das andere, des einen Fehler in die guten Eigenschaften des anderen passen, und so die beyden Seelen sich zu einem schönen Ganzen vereinigen, das jedem Unfalle trotzt, und das nicht für diese Welt allein dauert!

Aber laß uns ein wenig weiter gehen! Auch hier ist ein bedeckter Gang, auch hier wölbt sich ein grünes Dach über uns; aber bemerkst du den Unterschied? Siehst du den starken Kastanienbaum, wie er sich stolz über die andern erhebt, und das niedrige Gesträuch vor sich wegdrückt, das erst zu wachsen anfing, als jener schon ein vollendeter Baum war? oder die hochaufgeschossene Pappel, die zwar nicht älter, aber von ganz anderer Art, schnell empor strebt, und ihre luftigen Zweige nie mit den langsam wachsenden Sträuchen vereinigen wird, die beschattet und

traurig da stehen, und neben den großen Nachbarn kaum Raum und Sonne genug haben, um zu leben? Auch welkt und stirbt manches in der ungleichen Vereinigung, die seine besten Kräfte verzehrt. Gefällt dir der Laubengang hier noch so gut, wie dort? und bedarfst du wohl einer Erklärung über gleiche und ungleiche Verbindungen?

XX.

Die Weidenbäume.

Wie ſchön, mit welchen breiten, glänzendgrünen Blättern der kleine Weidenbuſch zwiſchen ſeinen Brüdern hervor ſieht! Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen! Wie ſie mit ihren ſchmalen grauen Blättern, die ſelten und trocken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Geſtrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem ſtärkeren Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher dieſe große Verſchiedenheit? Siehſt du nicht Liebe, daß dieſer ſchöne Buſch aus dem abgehauenen Stamme des alten Baumes hervor wächſt? und erinnerſt du dich noch der ſtruppigen hohlen Weide, die das vergangne Jahr ſo oft dein Mißfallen erregte? Damahls

glich ſie ihren Brüdern ganz, eben ſo welk, eben ſo ein Aufenthalt häßlicher Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat ſie nahe bey der Wurzel abgehauen, und jetzt treibt ſie mit neuer Kraft ſchöne Blätter, die den Müden, der unter ihrem niedrigen Dache Schutz ſucht, freundlich vor der Mittagsgluth ſchirmen. Kein unreines Inſect benagt ſie, keine Spinne umzieht ſie mit klebrigen Fäden. Nur der reine Sonnenſtrahl ſpielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

O meine Geliebte! Wenn oft unſere ungeduldige Seele über den Gang der menſchlichen Schickſale murrend zu urtheilen wagt, wenn wir ſehr geneigt ſind, das traurige Loos, das manchen unſerer Brüder in dieſen ſchrecklichen Zeiten trifft, ungerecht und grauſam zu nennen, dann laß uns des Weidenbuſches denken, der nach ſeinem Sturze ſchöner ward! Wie oft ſehen wir unter dem Drucke der Leiden ſich Tugenden entwickeln, die der ſtolze Sohn des Glückes in ſeinem ſelbſtſüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle in Herzen erwachen, die ihrer in unbedrohtem Wohlſtande nie fähig geweſen wären! Der Verluſt jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt,

und die man doch so oft und leicht überlebt, lehrt den weiseren Unglücklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigener Mangel, eigene Hülflosigkeit schließen das erweichte Herz gegen die Noth Anderer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengröße, Verachtung des Todes gehen in den veredelten Seelen aus dem immerwährenden Kampfe mit Gefahren und Unglücksfällen hervor, und die schönste Blüthe menschlicher Tugenden, stille Aufopferung und Selbstverläugnung um des Geliebten willen, lehren nur die Gemeinschaft im Unglücke und ernste Catastrophen, wo unser und der Geliebten Wohl auf der entscheidenden Wage liegt. So, meine Freundinn, vergrößern die Übel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moralischen, und das Geschick, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieser Erde seine unerforschlichen Gänge vor unsern Blicken.

XXI.

Die eingeimpften Bäume.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle diese jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obste freywillig aufsproßten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da sie sonst nur ungenießbares Obst gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorsichtig schlitzte der Gärtner die zarte Rinde auf, setzte ein Auge von einem edlen Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Bast. Jetzt ändert sich die ganze Natur des Baumes; sein innerer Bau, die Richtung aller seiner Adern und Fäserchen werden anders, er verkocht die Säfte, die er aus der Erde zieht, auf andere Art, seine Blätter saugen Thau und Luft anders ein, und dieselbe Nahrung, dieselben Sonnenstrahlen bilden

nun künftig ſtatt einer bittern Mandel oder ſauern Pflaume einen erröthenden Pfirſich oder eine goldene Aprikoſe. So ſehr wirkt das eingeſetzte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert ſein ganzes Weſen.

Und eben ſo unwiderſtehlich wirken Umgang und freundſchaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrene zu wenig kennt, und ſich ihnen oft zu ſorglos überläßt, auf unſere Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, ſo ändert ein vertrauter Umgang unſere Denkart und Sitte. Die Gedanken unſerer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweiſe an, und fangen an, die Dinge um uns her aus dem Geſichtspuncte zu betrachten, aus welchem unſere Freunde ſie ſehen, unſere Entſchlüſſe und Handlungen fließen nicht mehr ganz allein aus unſeren Grundſätzen; manches thun wir mit Vorſatz um unſerer Freunde willen, manches, ohne daß wir uns deſſen bewußt ſind, und ſo werden wir endlich ein ganz verſchiedenes Weſen von dem, was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bey ſo wichtigen Folgen eben ſo klug handeln als der Gärtner, der

nie ein Reis eines unedeln Baumes aus einer ganz andern Gattung wählt? Nie ſollen auch wir uns an Menſchen anſchließen, deren Denkart unſere verſchlechtern könnte, oder deren Charakter und ganz verſchiedene Lage mit uns nie zuſammen ſtimmen werden. Und ſo wenig der Gärtner, wenn er nicht mit ſeinen Bäumen ſpielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerley Art auf denſelben Stamm impfen oder die heuer eingeſetzten über's Jahr heraus ziehen wird, eben ſo wenig ſollen wir, wenn wir Veredelung und Glück in freundſchaftlichen Verbindungen ſuchen, uns zugleich an mehrere Menſchen von verſchiedener Denkart anſchließen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn ſtets neue und verſchiedene Gemüther auf uns wirken, wenn eine Richtung die andere hindert, ein Eindruck den andern ſtört, wir zuletzt ein armſeliges Gemiſch von ſo vielerley Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältniſſen unſere Grundſätze und unſere Eigenthümlichkeit verloren gehen.

XXII.

Die Morgennebel.

Sieh, nun sind sie verschwunden, die trüben dichten Nebel, die das heitere Angesicht dieses Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es über sie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf; aber endlich erhob sie sich siegreich in strahlender Pracht, und die Nebel sanken. In sich gerollet wichen sie zurück, und in wolkenloser Schönheit beschreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hängen sie noch, dunkelgrau und finster, die verscheuchten Kinder der Nacht; jeder Zephyr reißt leicht ein Wölkchen von der düstern Masse ab, und führt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und deckt auf Augenblicke das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends;

wenn die Sonne mit schwächerem Lichte sich ihnen nähern muß, dann machen sie sich auf den Fittichen des Westwindes auf, bedecken ihr röthliches Antlitz und den schönen Abendhimmel mit trübem feuchtem Schleyer, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig, wie diese Morgennebel, ist die Gewalt früher Vorurtheile, böser Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur spät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauern sie im Hintergrunde der Seele. Jede ungestümere Regung, jede kleine Vergessenheit läßt ihnen Raum, sich hervor zu drängen und die Vernunft zu umnebeln, die sich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglück unsere Seelenkräfte schwächen, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unsere alten Feinde streiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Übels unsere Achtsamkeit auf das entferntere hindert, dann erheben sie sich in aller ihrer Stärke, verfinstern die Vernunft, zerstören unsere Ruhe, und das Ende unseres Lebens gleicht seinem wolkigen Anfange.

XXIII.

Die Pflanzen im Schatten.

An meine Mutter.

Es ist eine sonderbare Bemerkung, die ich selbst oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorüber geht, daß sie sich nähmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und, wenn diese ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Diese jungen Feigenbäumchen, die nur erst neulich gepflanzt wurden, hängen sie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und selbst im Treibhause, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zustande leben, streben Blätter und Blüthen

den Fenstern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinste Spalte findet, so arbeitet sie sich in den seltsamsten Richtungen heraus, um der freyen Luft und des unverfälschten Sonnenlichtes zu genießen. An schattigen Orten wachsen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle stehen sie da, ein gelbes, stängliches Gewächs, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grausamste Leckerhaftigkeit konnte den sinnlichen Menschen lehren, dieß angeborne Bedürfniß des Lichtes zu seinem Dienste zu unterdrücken. Er entzieht dem schlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen; er bindet den vollaufsprossenden Salat, damit seine innersten Blätter, ohne Wärme, ohne Licht, besser zum Genießen würden, und erstickt so die natürlichen Triebe, um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfniß des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfniß der Geistesthätigkeit. Wenn weder äußere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen; und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort, wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung

dieſes Triebes erſticken, wo angeerbte Stumpfſinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimos, verkrüppelt und verliert ſich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es ſcheint kaum möglich, daß der unglückliche Feuerländer und Newton zu derſelben Claſſe der Geſchöpfe gehören. Dieß iſt eine traurige Folge der phyſiſchen Beſchaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menſchliche Gefühl iſt nicht die grauſame Selbſtſucht des wollüſtigen, eiferſüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menſchengeſchlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntniß, jeden Schimmer der Wahrheit neidiſch entzieht, und ſie nach ſeinen Religionsbegriffen ſogar von den Freuden des Paradieſes ausſchließt, um ſie tief fühlen zu laſſen, daß ſie keinen Anſpruch auf einen unſterblichen Geiſt und deſſen Bildung machen dürfen, um ungeſtört nach allen ſeinen Launen über ſie zu herrſchen, und Weſen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Bruſt tragen, zu gedankenloſen Werkzeugen ſeiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie überall, ſchrecklich die Übertretung ihrer Geſetze. Der Geiſt

dieſer Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, ſeinen Durſt nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, ſtrebt durch tauſend laſterhafte Krümmungen zum Ziele. Cabalen und Intriguen ſind ihre einzige Beſchäftigung, und die Ausführung ihrer ſelbſtſüchtigen Plane der einzige Raum, in dem ſich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsſtätten der ungeheuerſten Verbrechen und Laſter. Trauriges Loos des menſchlichen Geiſtes, wenn er, den verkünſtelten Pflanzen gleich, welken oder ausarten muß, damit andere Menſchen ſich im ruhigen Genuß ihrer Lüſte freuen können!

XXIV.

Die Aſtern.

Es iſt wahr, liebe Freundinn, die Aſtern ſind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor iſt der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch ſind ſie ſchön, und es lohnt die Mühe, ſie zu betrachten. Sieh, welche Verſchiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Buſen mit dichten Blätterreihen umſäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, ſondern mit hochgewölbter Bruſt den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einſaugen. Welche leichte

Gestalten! Wie sich diese Sterne auf schlanken Stängeln wiegen, vor dem leisesten Lüftchen ihre Häupter bald senken, bald erheben, und so dem Auge ein immer wechselndes Farbenspiel biethen! Aber ihre Pflege war mühsam, und kostete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Rasensaume stehen auch Astern; aber wie verschieden sind sie! Klein, unansehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter stehen sie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch sind sie aus demselben Samen erwachsen, wie jene prächtigen Büsche, aus demselben Samen, der vorigen Herbst von eben so schönen Blumen kam. Ich sah es selbst, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüsch streute, wo sie in sandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtsamkeit heran wuchsen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um sie herum ausjätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Ist es nun ein Wunder, daß sie, dem Zufalle überlassen, in dieser gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu seyn scheinen?

XXIV.

Die Astern.

Es ist wahr, liebe Freundinn, die Astern sind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor ist der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch sind sie schön, und es lohnt die Mühe, sie zu betrachten. Sieh, welche Verschiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Busen mit dichten Blätterreihen umsäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, sondern mit hochgewölbter Brust den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einsaugen. Welche leichte

Gestalten! Wie sich diese Sterne auf schlanken Stängeln wiegen, vor dem leisesten Lüftchen ihre Häupter bald senken, bald erheben, und so dem Auge ein immer wechselndes Farbenspiel biethen! Aber ihre Pflege war mühsam, und kostete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Rasensaume stehen auch Astern; aber wie verschieden sind sie! Klein, unansehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter stehen sie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch sind sie aus demselben Samen erwachsen, wie jene prächtigen Büsche, aus demselben Samen, der vorigen Herbst von eben so schönen Blumen kam. Ich sah es selbst, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüsch streute, wo sie in sandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtsamkeit heran wuchsen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um sie herum ausjätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Ist es nun ein Wunder, daß sie, dem Zufalle überlassen, in dieser gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu seyn scheinen?

O meine Freundinn! Du bist Mutter, du hast auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweyerley Aßern nie aus deinem Gemüthe schwinden! Wenn der Gärtner, um schöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunst das Erdreich mischen, zuerst die Samen dem warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeete versetzen, sie dort warten, begießen, jäten, an Stäbe binden, und so ihnen alle Treue leisten konnte: was soll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenem die Cultur ist, ist den jungen Menschen die Erziehung; — und um wie viel höher diese stehen, um so sorgfältiger sey ihre Pflege, um so beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner stiller Häuslichkeit entwickeln sich zuerst die jungen Pflanzen; gutes Beyspiel und lehrreicher Unterricht umstrahle sie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden bösen Eindruck ab von der reinen Seele, der jedes neue Talent, jede Kenntniß neuen Reiz geben, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glücklichen Mutter entfaltet steht. O Liebe! Welches Gefühl ist mit diesem zu vergleichen! Welche Belohnung könnte reicher, welche Verheißung

flattert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehüllt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach entfesseln, diese Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingssonne mit

XXV.

Die Herbſtgegend.

Der Herbſt herrſcht bereits in unſeren Gegenden. Noch ſtehen zwar die Bäume dicht und ſchön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemiſche des verſchiedenen Grüns die glattgemähete Wieſe; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig ſproſſenden Raſen. Gelb und unanſehnlich ſtehen die Überreſte des Graſes; von der Gluth der Sommerſonne ausgebrannt, neigen ſie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe, zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige ſein verborgenes Neſt, keine Jungen heißen die Ältern mit lautem Gezwitſcher willkommen, fordern ihre Speiſe, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher Glückſeligkeit. Nur die blauliche Maiſe durch-

flattert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehüllt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach entfesseln, diese Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingssonne mit

lächelndem Angesichte, und freut sich, die Erde wieder so schön zu sehen, und schüttet ihre segensvollsten Einflüsse auf sie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns alles im Rosenlichte; aber sie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflösende Tod, und in dieser jugendlichen Hülle tragen wir schon den Keim ihrer Zerstörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn, wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenstände entzücken, die jetzt unser Glück machen? Vielleicht sprießen die nächsten Veilchen auf unseren Grabhügeln? Dann kommt die Frühlingssonne, die uns so oft zu neuen Freuden weckte, und findet unsere Spur nicht mehr, und schimmert so schön in den Thautropfen, die an den Blumen unseres Hügels zittern, als sie einst in den Freudenthränen schimmerte, die von unseren Wangen flossen. Aber wir trauren nicht. Jenseit der engen nächtlichen Behausung, jenseit des winterlichen Grabes lacht uns ein besserer Frühling, ein Frühling, dessen edlere Blumen nie verwelken, dessen schönere Sonnen nie untergehen werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unscheinbare Hülle; alle die Kräfte und Fähig-

keiten, die für diese Welt zu groß waren, entwickeln sich gleich seinen Flügeln. Seine unersättlichen Wünsche nach Glückseligkeit sind erfüllt, und das veredelte Wesen schwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXVI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche, grenzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden. Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt! Alles lebt, alles webt da unten. Carrossen rollen durch die Straßen der Stadt, Menschen gehen hin und her und treiben ihre Geschäfte, Handwerker und

Künſtler arbeiten nicht ohne Geräuſch, beladene Wagen raſſeln über die Landſtraßen, Lärmen, Getöſe und Geſchäftigkeit beleben und beläſtigen jene ungeheure Hauptſtadt. Und hier! Welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an dieſen erhabenen Gipfel verbreitet ſich das Gewühl nicht, erhebt ſich nicht das kleinſte Geräuſch! Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgeſang unterbrechen die feyerliche Stille, und miſchen ſich in's ſanfte Geliſpel der Freundſchaft, die gern in dem Schatten dieſer Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieſer Berggipfel und ſeine Einſamkeit nicht an die Tugend, die in ewigreinem Lichte, erhaben über Leidenſchaften, über Eigennutz und alles raſtloſe Streben und Trachten gewöhnlicher Menſchen, in ſeliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen ſich ihr die Gegenſtände und ihre Verhältniſſe ſo, wie ſie wirklich ſind. Nie erhebt der Ehrgeiz ſeine gebiethende Stimme bis zu ihr, die Lockungen der Wolluſt erreichen ihren hohen Sitz nicht, kein täuſchender Wahn ſtört ihre Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wir-

kunglos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen; sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihrer Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

XXVII.

Der Garten im September.

Schon sinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen sich die Schatten über die Fläche, und ein frisches Lüftchen weht über die Haferstoppeln her, und kreiselt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendschein die finsteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einst um diese Stunde noch im Sonnenlichte schimmerte. Vorbey ist die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle! Verschwunden sind die schönen, langen Tage des Lenzes! Von allen den tausend und tausend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden schmückten, ist auch nicht Eine mehr da. Das Jahr hat seine Ju-

gendzeit verlebt, und ſteht im Mannesalter näher dem ſinkenden Herbſte. Aber auch dieſe Zeit hat die gütige Natur nicht ohne Reize und Genüſſe gelaſſen. Wo ſich einſt Blüthe an Blüthe drängte, und ſchwellende Knoſpen entfalteten, da reifen jetzt köſtliche Früchte. Hier beugen ſüße Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückenden Hand herab, dort fangen, wie an Schnüre gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen ſtreifige Äpfel, und da blickt der Pfirſich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne ſtrahlt milde und belebend vom dunkelblauen Himmel; eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächſen den Saft zur höchſten Reife. Der Menſch geht, ungedrückt von der Hitze, an den fruchtbeladenen Geländern vorbey, genießt mit vollen Zügen der lauen, reinen Luft, und weidet ſeine Augen mit ſtillem Wohlgefallen an der Vollendung alles deſſen, was der blühende Frühling nur verſprach.

Du klageſt, meine Freundinn, über die Flucht unſerer Jugend und ihrer Freuden. Es iſt wahr, jene Zeit der fröhlichen Unbefangenheit, der immer regen Empfindungen iſt vorüber. Manche Sorge, manche mühſame Beſchäftigung haben die Schwingen unſerer Phantaſie gelähmt, und

unseren Geist in die kalte Wirklichkeit zurück geführt. Tanz und rauschende Freuden reizen unsere ernsteren Seelen nicht mehr; auf unseren Wangen verblühen die Rosen der Jugend, schon zeigt ein kleines Fältchen oder eine sichtbarere Vertiefung in unserem Gesichte, daß keine üppige Fülle mehr unsere Muskeln schwellt, und achtlos eilt der Schwarm der Jünglinge an uns vorüber, später entblüheten Mädchen zu, die wir beynahe noch als Kinder kannten.

Aber sollen wir darum trauern, meine Liebe? Hat nicht die Natur mit reicher Hand uns alles ersetzt, was sie uns nahm? Gern vergißt das glückliche Weib, im Kreise ihrer Kinder, Putz und prächtige Gesellschaften, und süßer ist es, in den stillen Stunden der Nacht den satten Säugling an der Mutterbrust einschlummern zu sehen, als auf Maskeraden im Taumel und Geräusche herum zu schwärmen. Die zärtliche Achtung des Gatten vermindert sich nicht, wenn auch Zeit und Mutterpflichten den ersten Reiz von unseren Wangen gewischt haben; gutmüthige, frohe Kinder umhüpfen uns, wenn auch kein Stutzer sich mehr nach uns umsieht. Erfahrung und häusliche Sorgen haben unseren Charakter gereift, unsere Grundsätze bewährt; und in des Gatten froher

Heiterkeit, in der ſtillen Sehnſucht, womit er am Abend in ſein friedliches Haus zurück eilt, in den Tugenden des wachſenden Geſchlechtes ernten wir tauſendfach die Früchte, die der lachende Frühling uns verſprach.

XXVIII.

Die Blüthen im Herbste.

Die Äquinoctialstürme haben ausgetobt, der häufige Regen, den sie mitbrachten, hat aufgehört. Die Sonne strahlt seit ein paar Tagen wieder am wolkenlosen Himmel, und mit offenen Sinnen eile ich aus der langen Gefangenschaft wieder sehnsüchtig in den Garten. Welche Überraschung! Welcher erfreuliche Anblick! Das Gras, welches die Gluthen des Sirius verbrannt hatten, grünet wieder, dort und da schließt sich eine verspätete Blume auf. Und wie? Täuscht mich mein Auge nicht? Steht hier nicht am Apfelbaume eine Blüthe? Entfaltet nicht die prächtige Roßkastanie neben dem verwelkten Laube neue hellgrüne Blätterbüschel? Glänzt nicht dort eine ihrer schönen Blumenpyramiden? Wahrlich das Jahr scheint verjüngt — laue Lüfte,

wie des Frühlings, umwehen mich, Blüthen entsprießen, Alles scheint aufzuleben, Alles auf schönere Tage hinzudeuten.

Aber ach! Wie lange wird diese Täuschung währen? Ihr Blüthen des Herbstes, ihr verspäteten Kinder einer allzu milden Sonne, eure Erscheinung erfüllt mich mit stiller Wehmuth! Was sollen diese Anstrengungen, denen kein Erfolg entspricht? Was soll dieser, nur der Jugendzeit des Jahres gehörige, Schmuck? Ach, nur zu bald werden die Stürme wiederkehren, der Flur den unzeitigen Reiz rauben, und das ganze liebliche Bild in Nebel und Frost begraben!

Und was sollen euch, allzu weiche weibliche Seelen, denen ich im Stillen dieses Blatt weihe, was sollen euch in späteren Jahren die Gefühle zärtlicher Art, die nur der Antheil blühender Jugend seyn dürfen, ihr einsamen Wesen, denen ein strenges Schicksal vielleicht die Freuden der Gattinn und Mutter versagt hat, und die ihr nun im unbefriedigten Busen die Sehnsucht und die Empfindungen schönerer Tage frisch und unbeantwortet bewahret? Kalt und unempfindlich leben die, die mit euch jung waren, neben euch, und achtlos geht das später entblühte Geschlecht an euch vorüber. — Darum schließet, o schließet sorgfältig das Heiligthum

tur die Ankunft des Winters und den tiefen eisernen Schlaf. Aber mitten unter diesen düstern Umgebungen wandle ich fröhlich umher, und besehe, indeß die Freuden dieses Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühendrothen Knospen des gestriemten Ahorns, dort die grünen Spitzen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbäumen diese runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen stehen, lauter künftige Blüthen, lauter Verheißungen süßer Freuden, die sich am milden Strahle der Frühlingssonne entfalten werden. Wie schön wird dann der Garten wieder seyn! Wie viel liebliche Stunden werden uns im Schatten der neubelaubten Bäume bey traulichen Gesprächen, bey munteren Spielen verfließen!

Wo ist nun der Winter mit seinen Schrecken? Wo sind die düstern Bilder von Abschied und Tod? Vergessen über den Aussichten kommender Freuden, verschwunden vor den leuchtenden Strahlen der Hoffnung! So mächtig ist ihr Zauber und so wohlthätig weise die Einrichtung der Natur, daß sie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu biethen vermag, uns wenigstens die Knospen künftiger Blüthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die weite Welt den kühnen Blicken offen steht,

XXIX.

Die Knoſpen im Herbſte.

Nun ſind alle Freuden des Gartens verſchwunden. Entblättert ſtehen die Geſträuche, verödet die Beeten; der Obſtgarten, ſeiner Schätze beraubt, ſtreckt die blätterloſen Äſte in die trübe Novemberluft empor. Nur einzeln blüht noch hier und dort das purpurfarbene Chryſanthemum, und der goldene Helianthus ſtrahlt mit ſeinen flammenden Sternen durch den Nebelflor. Wie ſtill iſt alles um mich her! Alles deutet auf Abſchied, auf Ruhe nach den geſchäftigen Freuden des Sommers. Dort hüllt der Gärtner das weiche Kind milderer Zonen, den Feigenbaum, in ſchützende Hüllen, hier liegt Jasmin und Clematis unter Laubdecken vor dem Froſte geſichert; erſchöpft und müde erwartet die Na-

tur die Ankunft des Winters und den tiefen eisernen Schlaf. Aber mitten unter diesen düstern Umgebungen wandle ich fröhlich umher, und besehe, indeß die Freuden dieses Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühendrothen Knospen des gestriemten Ahorns, dort die grünen Spitzen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbäumen diese runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen stehen, lauter künftige Blüthen, lauter Verheißungen süßer Freuden, die sich am milden Strahle der Frühlingssonne entfalten werden. Wie schön wird dann der Garten wieder seyn! Wie viel liebliche Stunden werden uns im Schatten der neubelaubten Bäume bey traulichen Gesprächen, bey munteren Spielen verfließen!

Wo ist nun der Winter mit seinen Schrecken? Wo sind die düstern Bilder von Abschied und Tod? Vergessen über den Aussichten kommender Freuden, verschwunden vor den leuchtenden Strahlen der Hoffnung! So mächtig ist ihr Zauber und so wohlthätig weise die Einrichtung der Natur, daß sie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu biethen vermag, uns wenigstens die Knospen künftiger Blüthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die weite Welt den kühnen Blicken offen steht,

schwebt die freundliche Hoffnung glänzend vor dem freudigen Blicke; auch in den heißen Tagen des männlichen Alters, auch in trüben Stunden knüpft sie mit geheimen Fäden Lebenslust und Kraft an das wunde Herz, und läßt in ihrem Zauberspiegel dem Greise, vor dem diese Welt in nichtige Schatten zerfließt, die künftige schöner empor steigen, und schmeichelt ihm tröstend mit dem Wiedersehen voran gegangener Lieben.

XXX.

Das Gartenbeet.

Heute sah ich den fleißigen Gärtner ein Beet im Küchengarten umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fing an, sie in zierlicher Ordnung in die aufgelockerte Erde zu setzen. „Aber die Pflanzen können ja dieses Jahr nicht mehr wachsen,“ sagte ich: „Der Herbst ist nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr.“ „Sie sollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen,“ erwiederte er: „Jetzt werden sie gepflanzt, und dann, wenn sie Wurzel fassen, und zu sprießen anfangen, fällt ein günstiger Schnee, und bedeckt sie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieser Decke wachsen meine Pflänzchen sicher fort, bis die Na-

nur erwacht, und der neue Frühling Alles zu neuem Leben ruft. Dann stehen sie schon als schöne vollendete Stauden da, während rings umher noch kaum das Gras seine jungen Spitzen aus der Erde hervor drängen kann, und man pflückt ihre zarten ersten Blätter ab, eine gesunde, angenehme Speise.“

Glaubst du nicht, Freundinn, daß der Gärtner weise gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling sorgte? Und sollen wir ihm in einer gewissen Rücksicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein besserer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooße der Erde, aus dem ein schöneres Morgenroth uns weckt. Laß uns für dieß Erwachen sorgen! Es sey so schön, so beglückend, als es für einen Bewohner unseres Sternes seyn kann! Durch stille Tugenden, durch vielseitige Ausbildung unseres Geistes, durch strenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höheren Seligkeit werth machen; wir wollen so gut zu werden streben, als wir können, wenn wir hier gleich keinen, unserem Bestreben angemessenen Lohn finden, und das, was wir säen, hienieden nicht zur Reife kommt. Unsere Erde ist nur die Wiege des menschlichen Geistes. Wenn unsere Hülle im stillen Grabe verweset, dann erwacht er zu einem besseren Daseyn, und seine Tugenden folgen ihm nach; sie erheben ihn

Bald, bald wird der schiefere Sonnenstrahl noch matter, der Herbstwind noch schneidender werden. Dann entblättert er den Wald und fesselt den Bach, der jetzt noch durch die Wiesen rauscht; dann wird selbst die rauhe Luft, die uns so empfindlich scheint, noch erträglich seyn, und, wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genannt werden.

Und dennoch erträgt der Mensch diese großen Abwechselungen ohne Schaden für sein Wohl; er lebt gesund und vergnügt, wenn vor dem eisigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erstarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde sengt, und segnet eben so freudig den seltenen Sonnenblick, der die dunkeln Decembertage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiße Flur träufelt. Still und allmählich gewöhnt sich die Empfindung an die verschiedensten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat schätzen, was ihr einst unerträglich schien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig ist deine stille Gewalt für den Menschen, den Natur und Schicksal so vielen Veränderungen hülflos bloßstellten! Mit sanfter Hand lüftest du die eisernen Bande des Unglücklichen, die ihn im ersten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr

XXXI.

Der Herbſtwind.

Der rauhe Herbſtwind ſauſet in den Bäumen, ſchüttelt ihr leicht fallendes Laub auf die Erde, und fährt ſchneidend über die Wieſe hin, die keine Blume mehr ziert. Mit ſchnellen Schritten entfernen wir uns aus dem kalten Schatten, und ſuchen die freyen Plätze, wo die niedrige Sonne am hohen Mittage nur laue Strahlen wirft, und wärmen uns mit Wolluſt in dem milden Schimmer. O, wie ſo verändert iſt die Scene! Vor wenigen Wochen flohen wir die offene Sonne, weil ihre ſengenden Strahlen uns ermattend drückten, und ſuchten emſig die Kühlung grüner Dunkelheit und die Labung der Quelle im innerſten Heiligthume des Hains. Da ſegneten wir ſeufzend das Lüftchen, das ſelten genug durch das ſtille Laub flüſterte, und harrten ſchmachtend der Erquickung des zögernden Abends.

Bald, bald wird der schiefere Sonnenstrahl noch matter, der Herbstwind noch schneidender werden. Dann entblättert er den Wald und fesselt den Bach, der jetzt noch durch die Wiesen rauscht; dann wird selbst die rauhe Luft, die uns so empfindlich scheint, noch erträglich seyn, und, wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genannt werden.

Und dennoch erträgt der Mensch diese großen Abwechselungen ohne Schaden für sein Wohl; er lebt gesund und vergnügt, wenn vor dem eisigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erstarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde sengt, und segnet eben so freudig den seltenen Sonnenblick, der die dunkeln Decembertage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiße Flur träufelt. Still und allmählich gewöhnt sich die Empfindung an die verschiedensten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat schätzen, was ihr einst unerträglich schien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig ist deine stille Gewalt für den Menschen, den Natur und Schicksal so vielen Veränderungen hülflos bloßstellten! Mit sanfter Hand lüftest du die eisernen Bande des Unglücklichen, die ihn im ersten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr

Druck wird endlich unfühlbar und ihr Verluſt zuletzt empfindlich. Du lehrſt uns das, was uns einſt unentbehrlich ſchien, als überflüſſig betrachten, du kehreſt von dem bitterſten Schickſale doch eine gute Seite uns zu, und unter deinen leiſen Tritten keimen ſelbſt in Wüſten Blumen hervor.

Jetzt in dieſen Tagen allgemeiner Zerſtörung und Trauer, wo ſo mancher Glückliche, von ſeiner Höhe geſtürzt, kaum ſeinen ehemahligen Dienern an Wohlſtand gleicht, lehreſt du ihn, ſich an Armuth und Dunkelheit gewöhnen. Nach und nach vergißt er ſeiner vorigen Herrlichkeit, nimmt, von dir unterwieſen, aus der Hand eines ſpärlichen Glückes dankbar kleine Freuden an, die er wohl einſt verſchmäht hätte, und nennt einen Zuſtand Überfluß, den er einſt als bitteren Mangel gefürchtet haben würde.

O, wie väterlich hat die Vorſicht auch hierin für die armen Sterblichen geſorgt, indem ſie in Zeit und Gewohnheit die mächtigſten und unausbleiblichſten Tröſtungen, denen kein Schmerz, wie tief, wie lieb er immer ſeyn mag, widerſtehen kann, legte, und ſo das Menſchenherz, ſelbſt wider ſeinen Willen, zum Glücke zurück führet!

XXXII.

Der bewachsene Stein.

An meinen Gemahl.

Sieh, Geliebter, diesen bewachsenen Fleck Erde am Ufer des Baches, wie schön er im Sonnenglanze spielt! Noch vor wenig Jahren war es ein kahler Stein, ohne Gräschen, ohne Moos, ja sogar ohne Erde, worin die Wurzeln hätten haften können. Aber der Bach hatte einst im Frühlinge seine Gestade übertreten, und als er sich wieder zurück zog, blieb düngender Schlamm auf dem Steine liegen. Bald entwickelten sich Pflanzenkeime in der zarten Bekleidung; aber ohne genugsamen Boden zum Wachsen welkten sie bald am Sonnenstrahle dahin, und ihre verfaulten Körperchen mehrten die fruchtbare Erde, so daß die zweyten Pflanzen schon stärkere Wur-

zeln fassen konnten. Auch sie verdorreten endlich. Ein stärkeres Geschlecht größerer Kräuter fand Erde genug, um fortzukommen; und so bekleidete sich endlich der nackte Stein. Aber Kräuter und Gräser müssen verwelken, neue Geschlechter entstehen und wieder zu Grunde gehen, bis in genug tiefer und fruchtbarer Erde die Zierde des Pflanzenreichs, der schattige Baum, erwachsen kann.

Wenn hier ein düsterer Philosoph in den Begebenheiten unserer Zeit nur eine Wiederhohlung der Vergangenheit sieht, wenn er zu bemerken glaubt, daß Alles langsam bis zu einer gewissen Stufe empor steigt, und dann wieder zusammen stürzt, damit sich aus den Trümmern dieselben Auftritte bilden können ohne Fortgang, ohne Vervollkommnung des Ganzen, wenn dort ein Menschenfreund über das Loos seiner Brüder weint, die millionenweise in physischen und moralischen Revolutionen unbemerkt und unberechnet zu Grunde gehen, wenn wir selbst in trüben Stunden bey unerklärbaren Schicksalen, die das häusliche und öffentliche Glück unserer Brüder zerstören, nur eiserne Naturgesetze und keine Spur einer liebenden, waltenden Vorsicht zu bemerken glauben: dann, Geliebter, laß uns an den bewachsenen Stein am Ufer denken! Laß uns den-

ken, daß das Gesetz, nach welchem sich die Pflanzenwelt vervollkommnet, dasselbe ist, nach welchem die Menschheit auf höhere Stufen der Veredelung empor steigt, und mit frohem dankbarem Gefühl in den Jahrbüchern der Geschichte bemerken, daß unser Brudergeschlecht aus jeder schrecklichen Erschütterung schöner wieder hervor ging! Roms ungeheure Laster unterwarfen das entartete Geschlecht dem Joche unverdorbener Barbaren, deren rohe Tugenden, durch die Lehren der Christenthums veredelt, nie wieder bis zu jenen Gräueln herabsanken. In den finstern Zeiten des Faustrechts entstanden blühende Städte, ein schöner Morgen der Wissenschaften brach endlich nach jener langen Nacht an; und wir müssen gestehen, daß wir auf einer höheren Stufe stehen, als alle verflossenen Jahrhunderte. Aber wie die ersten Pflanzen auf dem Steine verwelken mußten, damit sich immer edlere Keime und zuletzt ein Baum entwickeln konnten, so mußten auch traurige Erschütterungen vorher gehen, um dem Guten die Verhältnisse, unter denen allein es gedeihen konnte, zu bereiten, und das Menschengeschlecht nach tausend Verirrungen für das Geschenk der Vorsicht empfänglich zu machen. Das Unglück vergangener Zeiten lehrte die künftigen

weise seyn, und alle Künste und Kenntnisse, ja selbst die meisten unserer Tugenden sind Kinder der Noth und der Gefahren. So laß uns hoffen, daß es auch künftig seyn werde, und daß die Vorsicht der gequälten Menschheit einen Zustand von Ordnung und Sittlichkeit bestimmt habe, den sie mit allem gegenwärtigen Elende nicht zu theuer erkauft!

XXXIII.

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeeten hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! Gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittigen durch die Fluren brauset, wo dann kein dichtbelaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grüne Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt. Am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten und sanft

säuselnde Lüfte, und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Gipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und, wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäßigen Loose läßt er die sogenannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußeren Schimmers wandeln, wo sie von vielen bemerkt, beynahe von eben so vielen beneidet und getadelt werden, wo sie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn sich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn seine glückliche Verborgenheit allen diesen Unfällen entzieht.

XXXIV.

Der Garten im November.

Komm in den Garten, Freundinn! Sieh, auch die winterliche Gegend iſt ſchön, und es fehlt der ſchlummernden Natur nicht an eigenen Reizen. Zwar ſchmückt kein Gras, keine Blume mehr den Boden, die Quelle rauſcht nicht mehr durch's Gebüſch, und kein kühlender Zephyr wühlt in dichtbelaubten Äſten. Aber dennoch grünen hier und dort ein zitterndes Mooſsfäſerchen oder die immer friſchen Miſtelbüſche, die an den Zweigen der Eiche ſchwanken. Die blätterloſen Bäume ſtrecken ihre kahlen Arme in die dunkelblaue Luft empor, und entziehen uns den Anblick des Himmels nicht mehr und der ſilbernen Wölkchen, die durch den reinen Äther ſegeln. Ungehindert dringt der erquickende Strahl der Wintersſonne durch die kleinſten Zwiſchenräume; und durch die

Büsche, die sonst dem forschenden Blicke wehrten, erblickt man jetzt die geschlungenen Pfade, die sich in angenehmer Regellosigkeit durch das Wäldchen winden, dort die Brücke und die Urne im Schooße des Thals, hier die einsame Hütte und den Fels, aus dem sonst die Quelle sprudelt, und wie der schmale Pfad, ein gemeinsames Band, von einem zum andern läuft, und alle freundschaftlich verbindet. Deutlich liegt das alles vor unseren Augen, man könnte den Plan aufzeichnen; und dieß ungewohnte klare Beschauen gewährt ein besonderes Vergnügen.

Möchte die gütige Vorsicht, o meine Geliebte, einst unser Alter dieser Wintergegend gleichen lassen! Wenn der Sonnenstrahl der Jugend verglühet hat, und nur seltne Schimmer unsere Tage erhellen, wenn Zeit und Erfahrung die meisten Blumen unserer Freuden abgestreift haben, kein heißes Gefühl mehr unser Herz rasch bewegt, keine glühende Leidenschaft die Keime unseres Geistes entwickelt und reift, und selbst die süße Gefährtinn unserer einsamen Stunden, die liebliche Schöpferinn Phantasie, allmählich den Fittig senkt, auch dann noch können wir glücklich seyn, wenn wir nur des Glückes empfänglich bleiben. Manche Freude blühet noch im Alter, und manche frohe Empfin-

dung belebt noch das Herz des Greisen. Wenn kein rasches Gefühl uns mehr beseligt, so raubt es uns auch unsere bessere Besinnung nicht mehr; und mit der belebenden Wärme der Leidenschaften sind auch ihre Stürme verschwunden, die oft jugendliche Gemüther empören, und die Vernunft verdunkeln. Kein Leichtsinn, keine Unachtsamkeit reißt uns unwillkürlich zum Bösen hin. Der reine erquickende Strahl der Vernunft dringt ungehindert in jede Tiefe unserer Seele, erhellt jedes Verhältniß, klärt jede dunkle Vorstellung auf. Dann liegt offen und klar der Gang unserer Schicksale, die Begebenheiten unserer jugendlichen Tage vor uns — und o, wie ganz verschieden wird uns manches Ereigniß dann erscheinen! Wir werden sehen, wie eins aus dem andern führte, eines um des anderen willen geschehen mußte, wie manches, das wir einst bedauerten, später hin zu Segen und Wohlthat ward, und die Vorsicht dankbar für ihre Führung preisen, deren klares Anschauen unseren beruhigten Seelen unaussprechliches Vergnügen gewährt.

XXXV.

Der entblätterte Baum.

An meinen Bruder.

Da flattern die welken Blätter von den Bäumen herab; nur selten zittert noch eins an den äußersten Spitzen der Zweige, und das Auge blickt ungehindert durch die kahlen Äste zum trüben Herbsthimmel empor. Welche Veränderung! Wo sind die dunklen prächtigen Laubgewölbe, die leichten Schatten, die der Sonnenstrahl, tausendfach ändernd, auf den Rasenteppich streute, die schönen glänzenden Blätter, die mir so oft Erquickung zufäuselten? Manche riß schon im Sommer ein Gewittersturm noch frisch und grünend vom mütterlichen Zweige, manche, die sich mit einander entfalteten und mit einander wuchsen, trennte eine pflückende Hand; die meisten wehte der kalte Herbst-

hauch herab, und nur wenige bleiben einsam von allen denen übrig, die einst mit ihnen grünten, und erwarten den Windstoß, der sie mit ihren Gefährten vereinigen wird. Wozu hat wohl die Natur jeden Frühling eine so unzählbare Menge von Blättern hervor gebracht? Wozu nährte sie sie mit den reichen Säften des Baumes? Ist es ihre ganze Bestimmung, ihr edelster Zweck, sich zu entfalten, früh oder spät zu welken, und dann die fruchtbare Erde am Fuße des Baumes zu mehren, bis im künftigen Frühling ein neues Geschlecht dieselbe Periode durchläuft und eben so zu Grunde geht? Nein, die Blätter sind zu etwas Besserem bestimmt; aber nicht sie selbst, nur der Baum und seine Erhaltung sind der Zweck ihres Daseyns. Er dauert fort, wenn auch jeden Herbst Myriaden Blätter verwelken. Um seinetwillen sind sie aus den Zweigen geboren worden; sie halten die Sonnengluth von seinem Stamme ab, saugen bey Tage die Luft, am Abende den wohlthätigen Thau ein, schützen die werdenden Früchte vor Regen, Hitze und Sturm, und erfüllen, wie spät oder bald sie welken, ihre Bestimmung, wenn sie das Wohl des Baumes befördern.

Rufe, geliebter Bruder, dir dieses Bild zurück, wenn bey eigenem oder fremdem Unglücke die stol-

ge Hoffnung, die manche Philosophen uns machen, daß Glückseligkeit der Zweck unseres Daseyns sey, mit den Einrichtungen in der physischen und moralischen Welt so offenbar zu streiten scheinet! Hier verschlingt ein Erdbeben thürmende Städte mit allen Tausenden ihrer Bewohner, dort bluten und fallen ungezählte Scharen im Getümmel der Feldschlacht, mitten in die Kreise glücklicher Familien greift die kalte Hand des Todes und hohlt ihr Opfer aus den umschlingenden Armen und von den klopfenden Herzen der armen Verlassenen; Verhältnisse, oder gebietherische Pflichten trennen zwey Seelen, die sich einander Alles und ohne einander Nichts sind — und um alles dieses Jammers, um aller Thränen und Seufzer willen stockt dennoch kein Rad an der großen Maschine, alles geht ungerührt und unaufhaltsam seinen Gang fort, und das blutende Herz muß selbst mitwirken und treiben helfen, wenn es keine unnütze Last der Gesellschaft seyn will. Was kann den Unglücklichen wohl besser beruhigen, als der schmerzliche aber große Gedanke, daß des Einzelnen Glück nicht seine Bestimmung sey, daß auch wir uns entfalten, grünen und welken, wie die Blätter am Baume, und nur die Menschheit, ihr Wohl, ihre Vervollkommnung der eigentliche Zweck unseres Daseyns sind.

Sie besteht, sie schreitet fort, wenn gleich Generation auf Generation vergeht; und unsere Bestimmung ist erfüllt, wenn wir unser beschiedenes Theil zum Wohl des Ganzen beygetragen haben. Mögen wir dann früh oder spät welken, wir haben lange gelebt, wenn wir nützlich gelebt haben! Und in einer besseren Welt wird sich unsern geöffneten Augen das schöne Ziel in reinem Glanze zeigen, das die Vorsicht unseren Bemühungen hiernieden anwies, und unsere Tugenden erreicht haben.

XXXVI.

Das Treibhaus.

Des Winters tiefer Schnee iſt geſchmolzen, der Strom hat ſeinen Eispanzer geſprengt, und eilt entfeſſelt durch das aufgethaute Gefilde. Die Sonne ſtrahlt freundlich vom entwölkten Himmel, und lockt uns in's Freye, wo die Luft nicht mehr unſere Wangen verwundet, ſondern mit milderem Wehen in uns Vorgefühle des Frühlings weckt.

Komm in den Garten mit mir, meine Freundinn! Noch grünt zwar kein Laub an den winterlichen Büſchen, noch ſchwillt keine Knoſpe, nur hier und dort drängt ſich eine friſche Grasſpitze durch die welken Blätter, die noch ſeit dem vergangenen Herbſte den Boden bedecken. Die freye Natur biethet uns nur Erwartungen. Laß uns in das Gewächshaus gehen, wo in milder Wärme uns angenehmes Grün und manche Blume entgegen lachen!

Da ſtehen ſie umher auf den Geländern, klug vertheilt nach ihrem kleinern oder größern Bedürfniß an Wärme, bald, mehr der Einwirkung der äußern Luft bloß geſtellt, dort an den Fenſtern, bald näher hier der treibenden Ofenhitze. Hierher dringt kein Sturm, fällt keine Schneeflocke, friert kein Tropfen zum ſchädlichen Reife. Der Gärtner bewacht ſeine Lieblinge mit ſorglicher Treue. Er mißt ihnen Licht, Wärme und Luft nach verſtändiger Regel zu, er ſpendet ihnen Thau und Regen aus ſeiner Gießkanne oder durch den feinen Strahl der Waſſerſpritze, er befreyt ſie von Inſecten, er reinigt ihre zarten Blätter vom entſtellenden Staube.

Und dennoch, trotz dieſer ſorglichen Pflege, ſieht keine dieſer Pflanzen, wenn ſie im Frühling in die Luft geſtellt werden, ſo kräftig, ſo geſund aus als jene, die den Winter durch mit Stürmen um ihre Exiſtenz kämpfen mußten, keine ihrer Blumen prangt mit ſo glühenden Farben, als jene, die des Frühlings Hauch freywillig am Strauche aufſchließt, keine Frucht hat den gewürzreichen Geſchmack derjenigen, welche die freye Sonne des Sommers im unverwehrten Luftſtrome zeitigt.

Ja, wenn eine Treibhauspflanze Kraft gewinnen, wenn ſie geſund und vollkommen werden ſoll, muß der Gärtner ſie aus dem Topfe in die Erde

ſetzen, daß die Wurzel ſich nach allen Richtungen ausbreite, daß der Stamm ſich ungehindert erhebe und dem Sturme widerſtehe, der ihn ſchüttelnd kräftiger macht. Mag auch die Mittagsſonne zuweilen ihre Blätter ſengen; des Abends freyer Thau, des Sommerregens milde Feuchtigkeit erquicken ſie wieder, und ſie wird, wozu die Natur ſie beſtimmte.

Mir bringt ſo ein Treibhaus immer einen trüben Gedanken vor die Seele. Ich ſehe im Geiſte ſo manche unſerer pädagogiſchen Anſtalten, ſo manche Hauserziehung vor mir. Nicht wozu die Natur das einzelne Kind — ja den Menſchen überhaupt beſtimmte, ſoll er werden, nein, was der Lehrer oder Erzieher aus ihm zu ſchnitzeln ſich vorgeſetzt hat. Damit nun kein unrechtes Wort, kein fremdartiger Eindruck dieß große Werk ſtöre, müſſen die Kinder von dem Umgange, von dem Anſchauen der Welt, wie ſie iſt, ausgeſchloſſen werden, und Gegenwart und Vergangenheit dürfen ſich ihnen nur unter beſtimmten Formen nähern. Jeder Gedanke wird planmäßig in die junge Seele gelegt, um ihn zu ſeiner Zeit wieder hervor hohlen zu können. Sie müſſen anſchauen, denken, ja fühlen lernen, wie es im Syſteme des Erziehers ſteht, und damit kein unwillkommener Begriff ſich in ihnen entwickele, muß man ihnen die Gegenſtände geſchwinde von der Sei-

te zukehren, von der man wünscht, daß ſie ſie betrachten ſollten, man muß jedes Buch mit ihnen leſen, jedes Spiel mit ihnen ſpielen, und ſie ja keinen Augenblick ſich und ihrer freyen Geiſtesthätigkeit überlaſſen. Alles ſollen ſie kennen, von allem ein wenig verſtehen, über alles zu plaudern wiſſen. Darum naht ſich ihnen die Wiſſenſchaft im Flügelkleide, das Spielzeug in der Hand, und flößt ihnen unter Tändeln und Scherzen eine kurze Überſicht ihrer Lehren ein. Die Religionsgefühle führt man klüglich auf Verſtandesbegriffe zurück, und läutert und ſichtet ſo lange, bis man das Ganze auf einen kleinen kühlen Reſt von bequemer Moral herab gebracht hat. Die großen Geſtalten der Vorwelt dürfen nicht in ihrer grellen Eigenthümlichkeit vor ihnen erſcheinen. Sokrates und Cato, Attila und Cäſar müſſen denken und ſprechen, wie etwa ſo ein Profeſſor oder Hofmeiſter an ihrer Stelle gethan haben würde; und wenn nun alles Große, Würdige und Heilige in verkleinerten Maßſtab gebracht und den jungen Seelen zu genießen gegeben worden iſt, dann werden die flachen, charakterloſen, encyclopädiſchen Menſchen daraus, wie unſer Jahrhundert ſie zu ſeinem Verderben überall aufzuweiſen hat.

Glaube nicht, daß ich den Werth einer guten

Erziehung verkenne! Sie ist die größte Wohlthat, die ein denkendes Wesen dem andern erweisen kann. Aber die freye Thätigkeit der Seele, die Entwickelung der Eigenthümlichkeit in der jungen Brust soll geehrt werden, und das Kind das werden, wozu es seine Anlagen, seine Kräfte bestimmten. Die Wirklichkeit soll es erziehen; es soll sich anstrengen, an die ernste Nothwendigkeit und etwas Höheres glauben lernen, als seine Spielstube ist. Dann, wenn es älter geworden, dann trete die Wissenschaft mit allen ihren tiefsinnigen Attributen, die Religion in ihrer heiligen Unbegreiflichkeit vor dasselbe, und aus der Geschichte spreche die Kraft des Menschen, das ewige Gesetz der Vorsicht, die vergeltende Nemesis, wie sie wirklich sind, an sein Herz.

Freylich wird dann kein Schmeichler das frühe Wunder anstaunen; aber in spätern Jahren wird das vollendete Gemüth seine Kraft im Kampfe mit dem Schicksale bewähren, und mit Dank gegen die Leiter seiner Jugend fühlen, was es in diesem Kampfe vermag.

XXXVII.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt ſich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel ſich nicht vom nebeligen Himmel unterſcheiden, verſchwand die Sonne nach einem kurzen Laufe. Nur wenige Stunden hatte ſie in freundlicher Klarheit geſtrahlt und wohlthätig die ſchneidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidiſche Nebel herauf zogen, und ſie in ihren düſtern Schooß verſank. Wann werden wir ſie wieder ſehen? Wann werden ihre milden Strahlen die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuſchten Seele eine ſchwache Erinnerung des Sommers hervor rufen? Ohne Spur iſt ſie verſchwunden, nicht einmahl ein röthlicher

Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle ihres Scheidens. Die Nacht kommt schnell mit ihren Cimerischen Finsternissen, und herrscht in ununterbrochener Stille die langen Stunden durch. Dann erwacht spät und zögernd ein zweifelhafter Morgenschimmer; aber sie selbst, die geliebte Sonne, erheitert erst lange darnach, vielleicht gar nicht, den finstern Decembertag.

Wie so ganz anders war es in den schönen Zeiten des Frühlings, wo die Sonne den ganzen Tag ungetrübt am Himmel thronte, und jedes Geschöpf sich in ihren belebenden Strahlen freute! Die Gewitterwolke, die uns ihren Anblick auf kurze Zeit entzog, wich bald ihrem allmächtigen Strahl, und die sanfte Kühle, die kurze Dunkelheit machte ihr schönes Licht, wenn es wieder siegend aus den Wolken hervor brach, doppelt angenehm. Wenn sie dann spät am Abend in brennendes Gold und Purpur versank, und glühende Wolken den abendlichen Himmel erleuchteten, dann feyerte die stille Natur ehrfurchtsvoll ihren Abschied. Nie wich ihr erfreuliches Licht ganz von dem verdunkelten Erdkreise; selbst wenn die Mitternacht mit allen ihren Sternen am Himmel herrschte, schimmerte noch ein heller Streif am westlichen Gebirge, ein süßes Unterpfand von der Nähe des strahlenden Gestirns,

eine stille Versicherung des nahen Wiedersehens. Bald fing es im Ost an zu dämmern; der Morgenstern funkelte hell in weißlichem Schimmer, und es erhob sich die Königinn des Tages schöner und leuchtender aus dem dunkeln Schooße des Meeres.

So herrscht im Frühlinge der Jahre die Freude ungestört und allmächtig in unseren Gemüthern. Unbekannt mit tausend Übeln, unbekümmert um die nächste Stunde, unumstrickt von den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens, schwebt das junge Geschöpf immer frey, immer glücklich in der belebenden Heitre. Wenn auch zuweilen ein kleiner Unfall oder eine heftigere Leidenschaft den klaren Himmel des leicht bewegten Herzens trübt, so weicht die düstere Wolke bald der siegenden Gewalt der Freude, die schöner wieder in die beruhigte Seele zurück kehrt. Nie verschwindet sie ganz aus dem jugendlichen Gemüthe. Wenn ihr strahlender Schimmer auf eine Zeit lang sich verbirgt, so bleibt die tröstende Hoffnung zurück; selbst der Schmerz wird zur süßen Wehmuth, und bald, wie die Frühlingssonne nach kurzen Nächten, erhebt sich die Freude im Rosengewölk.

Aber nicht so in späteren Jahren. Immer früher geht die Sonne unter, immer später wacht sie

Eyern entſchlüpft ſind, und o! wer kennt, wer ſieht die Welten von belebten Geſchöpfen, die ein Waſſertropfe faßt, ein Fußtritt des unachtſamen Menſchen zerſtört, dieſe unendlich kleinen Weſen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgenuſſe nöthigen Werkzeugen verſehen? So weit das Auge, das Ohr des Menſchen reichen, iſt nicht der kleinſte Raum unbewohnt. Alles regt, Alles bewegt ſich, lauter Leben rings umher, von der erſten dunkeln Entwickelung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polypen, durch eine ununterbrochene Weſenleiter bis zu der erhabenen Stufe, die der vernünftige Menſch einnimmt.

Und glaubſt du wohl, daß dieſe Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette hier reiſſet, und keine ſtufenweiſe fortſchreitenden Weſen den unendlichen Raum zwiſchen dem Menſchen und dem Schöpfer ausfüllen? Weiche nicht von mir, tröſtender Gedanke, der mich oft in einſamen Stunden der Weihe beſucht, Gedanke von dem Daſeyn und der Nähe erhabnerer Weſen, als ich bin! Das Geſetz der Stätigkeit, das der aufmerkſame Forſcher überall aufzufinden ſtrebt, das wie ein leitender Faden durchs Labyrinth der Natur von Weſen zu Weſen, von Art zu Art, von Gattung zu Gattung führt, und ihm überall die Spu-

ren der waltenden Gottheit zeigt, dieſes Geſetz heißt mich glauben, daß höhere Weſen um mich ſind, wenn gleich mein Auge ſie nicht ſehen kann. Die Vernunft läßt mich auf ihre Anweſenheit ſchließen, und ein inneres Gefühl beſtätiget ſie mir. Von der Seele des Menſchen gehen die Glieder der großen Kette fort, unendlich verſchieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreiſen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewieſen hat, vermuthlich auch unendlich verſchieden an der Art der Hüllen, die ſie umgeben, bis ſie immer reiner und geiſtiger ſich dem Urquell aller Vollkommenheit nahen, ſo weit Geſchaffene ihm nahen können. Sie ſind um uns, ſie bewohnen die Räume, die unſern blöden Augen leer zu ſeyn ſcheinen; ungehindert von irdiſchen Banden, lieſt ihr Geiſt vielleicht unmittelbar in unſern Seelen, ſie kennen vielleicht jeden unſerer Gedanken, jede Empfindung, jede leiſe Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes, beſeligendes Gefühl! Laß es uns, meine Freundinn, immer zur ſtrengſten Selbſtbeobachtung begeiſtern! Unſchuldig und tadellos ſey unſer Wandel vor dieſen unſichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegenwart verlaſſe uns nie, und wache mit ernſter Strenge über jede unſerer

Empfindungen. Dann, wenn das ſtille Herz uns das Zeugniß gibt, daß wir ihrer nicht unwürdig ſind, dann wird in einſamen Stunden, wenn die Seele, von ſinnlichen Eindrücken ungeſtört, ſich ihrer ſelbſt und ihrer Empfindungen lebhafter bewußt iſt, der Gedanke an den Beyfall der unſichtbaren Zeugen unſere frommen Bemühungen lohnen, und uns mit heiliger Freude fühlen laſſen, daß wir in der Gegenwart erhabener Weſen wandeln.

Über
Mode und Koketterie
in der
dramatiſchen Dichtkunſt.
1817.

Es iſt ſeltſam und in Vergleich mit dem unwandelbaren, allen alten Sitten ſeit Jahrtauſenden treuen Orient ſehr auffallend, welchen Einfluß, ja welche Herrſchaft die Mode im Abendlande nicht nur über die ihrem Scepter eigentlich unterworfenen Gegenſtände, als Kleidung, Hausgeräthe u. ſ. w., ſondern auch über das Gebieth des menſchlichen Wiſſens., Denkens und Empfindens, über Kunſtgeſchmack, ja über das Heiligſte und Höchſte, was der Menſch kennt, über Religion und Glauben übt. Wir haben Moden in der Philoſophie erlebt, die ſich einander ſo ſchnell, als die Moden in der Kleidertracht folgten; die Natur in den Gärten muß ſich der Mode fügen, Kaſtanienalleen und Eibenpyramiden haben Platanen und Acacien Platz gemacht; es iſt jetzt Mode, religiös zu ſeyn, wie es vor fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren Mode war, über Alles zu lachen, was der kindliche Glaube umfaßte, und Alles zu verwerfen, was ſich nicht mit geome-

trischer Strenge erweisen ließ, und auch die Deutschheit und Liebe zu den Gebräuchen und Sitten des Mittelalters ist bey den Meisten nichts als Mode.

Fern sey es von mir, jenes bessere Gefühl in manchen Seelen zu verkennen, die sich, verletzt und geängstet, aus dem kalten Gebiethe des Verstandes mit frommer Sehnsucht zu dem ewigen Quell des Lichts und der Liebe flüchten, ihren Gott mit reinem Herzen suchen und auch gewiß finden, oder jene starken, einfachen Gemüther zu tadeln, die von der Oberflächlichkeit, Gewinnsucht und Überbildung des Zeitalters angeekelt, in jenen einfachen Verhältnissen, jener harmonischen Entwickelung der Kräfte, den keuschern Sitten, dem christlichen Sinn des Mittelalters ein Paradies sehen, aus welchem der fortschreitende Zeitgeist uns ohne Rückkehr vertrieben hat. Bey solchen ist diese neue Ansicht Seelenzustand, nicht Mode; aber sie sind selten, und es ist hier nur von dem großen Haufen die Rede, der in den herrschenden Ton einstimmt, nicht, weil ihm es so um's Herz ist, sondern weil er Klügere, oder für klüger Gehaltene so sprechen hört.

So wie aber die Mode über Alles, was zu den Äußerlichkeiten des Lebens gehört, von Paris aus

ihren unausweichlichen Scepter ſchwingt, ſo ſcheint ſie im deutſchen Vaterlande recht in's innerſte Heiligthum des Geiſtes und Herzens zu dringen, und jenes ihr ſonſt unzugangbare Gebieth unter ihre Bothmäßigkeit zu ziehen. In Frankreich z. B. iſt, was die Literatur und den Geſchmack in derſelben betrifft, die Gränze ſtreng und feſt von den Gelehrten der Nation in ſtillſchweigender Übereinkunft gezogen worden, und nur, was aus jener goldnen Periode ihrer Literatur ſtammt, oder, in neuerer Zeit erzeugt, vollkommen jenes Gepräge trägt, wird von ihnen als claſſiſch anerkannt. Es iſt viel für und wider dieſe ſcharfe Begränzung und Einmarkung des menſchlichen Geiſtes geſagt worden, und während die Einen eine Hemmung der Fortſchritte der Cultur darin ſehen, preiſen Andere eine Nation glücklich, die durch feſte Geſchmacksregeln gebildet, nur am wahrhaft Schönen Wohlgefallen findet und vor den wunderlichen Abweichungen und Ausſchweifungen bewahrt wird, die bey uns ſo oft vom rechten Pfade ableiten, und deren Entſtehungsperioden nach dem Ton und der Tendenz, die in ihnen herrſcht, ſich leicht und genau nachweiſen laſſen.

Am ſtärkſten werden dieſe Veränderungen im Gebiethe der ſchönen Literatur gefühlt. Dort be-

wegen sich die Geister am leichtesten und auffallendsten. So nehmen sie auch das Wohlgefällige mit schneller Auffassung an, verweben es in ihre eigenen neuen Producte und strömen es der Welt in einer Sündfluth von Gedichten, Romanen und Schauspielen zu.

Dieser letzteren, der dramatischen Dichtung, ist die schnellste und allgemein sichtbarste Wirkung eigen; darum springen auch die Veränderungen in ihren Gesetzen oder Bestrebungen am meisten in die Augen. Jedermann, der mit unpartheyischem Sinne die Geschichte des Theaters in den letzten dreyßig bis vierzig Jahren durchgeht, wird bemerken, wie Stoff, Zweck und Behandlung des Schauspiels seit dieser Zeit so oft gewechselt und von der Farbe des Zeitgeschmacks so viel an sich gezogen habe, daß man aus dem Gange der dramatischen Dichtkunst ganz vorzüglich den Gang und die Entwickelung des menschlichen Geistes in literarischer, poetischer und religiöser Hinsicht studieren könnte.

Auf jene regelmäßigen Stücke, welche, dem französischen Theater nachgebildet, in Alexandrinern und einer etwas steifen Form, reine Sittenlehre und erhabene Gedanken vortrugen, auf jene ganz niedrigen Lustspiele, wo Hanswurst und Colombine nur die Jacke, nicht die Gesinnung mit ei-

nem Johann und einer Liſette vertauſcht hatten, folgten Schröder's und Jünger's Luſtſpiele, theils Originale, theils nach engliſchen, franzöſiſchen oder ſpaniſchen Muſtern, und bereiteten durch ungeſuchte, rührende oder feinkomiſche Situationen, durch gehaltenere Charactere, durch Entfernung des Geſindes vom Theater auf die glänzende Periode Iffland's und Kotzebue's vor.

Damahls, im tiefen Frieden, in der Verweichlichung langer Ruhe ſanken die Kräfte des Menſchen, oder übten ſich in ſpitzfindigen Verſtandesſpielen an dem, was frühern Weltaltern heilig und unverletzbar geweſen war; zugleich führte jener Vorwitz Eitelkeit und ein raſches Aufſtreben aus ſeinem Stande zu höherer Ordnung mit ſich. Ein unruhiger Geiſt regte ſich in den mittleren und unterſten Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, jeder Druck, den alte Einrichtungen mit ſich führten, wurde lebhaft gefühlt und beſtritten, und der Menſch ſchuf ſich oft Geſpenſter, um ſeine Kraft an ihnen zu üben, weil ihm zu wohl, und kein wirklicher Feind da war.

Dieſe allgemeine Stimmung wirkte auf die Dichter jener Zeit. Einige ſchufen die Fabeln ihrer Schauſpiele, Romane oder Gedichte nach jenen Anſichten; Andere, die die Gefahr und die Folgen je-

nes Geiſtes zu erkennen glaubten, ſuchten in ihren Schriften ihm entgegen zu wirken. Familienſcenen, häusliche Vorfälle erſchienen auf unſerer Bühne. Jeder fand ſich ſelbſt, ſein Haus, ſein Weib und Kind, ſeine Noth, ſeine Beſchränkung, den häuslichen Zwiſt, die väterliche Sorge, die ſtille Freude, das Familienglück wieder, die er zu Hauſe hatte, und ſah es mit Luſt. Rechtlichkeit, Biederſinn, natürliche Frömmigkeit ohne eigentliche Religion waren die Haupttugenden, die die Dichter damahls ſchilderten, ſtille Beſchränkung auf's Innere ſeines Hauſes, Zufriedenheit mit ſeinen Verhältniſſen die Pflichten, die ſie lehrten. Daneben wurde auf die höhern Stände geſchmäht, dieſe wurden lächerlich gemacht, und aus ihnen, ſo wie aus dem geiſtlichen Stande, die Schurken und Böſewichte, oder wenigſtens die komiſchen Figuren und Carikaturen genommen, die in den Producten jener Periode erſchienen.

Männer von großem, entſchiedenem Talente hatten die Bahn vorgezeichnet, der ſchwächere Haufe lief ihnen ſchnell auf derſelben nach. Nachahmer in Menge erſchienen. Alles, was auf dem Theater gefallen ſollte, trug dieſe Farbe; Romane, Erzählungen formten ſich nach dieſen Muſtern, und es lag wohl nicht bloß an dieſen vorſtrahlenden Lich-

tern und der Nachahmungssucht der Menge, sondern hauptsächlich an der Stufe politischer und religiöser Entwickelung, auf welcher Deutschland damahls stand, daß das Theater eben diese und keine andere Tendenz hatte.

Nach und nach änderten sich die Umstände. Gewaltige Verhältnisse fingen von allen Seiten an, den Menschen zu drängen, das Unglück wälzte sich von außen über uns herein. Was uns vorher im Innern gekränkt hatte, was uns unerträglich erschienen war, verschwand wie ein nichtiger Schatten vor der riesenhaften Wirklichkeit äußerer Gefahr, die unsere Freyheit, unsere Sitte, unser ganzes irdisches Wohl bedrohte. Aufgeregt von so gewaltigen Begebenheiten, Zeugen von unerhörten Ereignissen, die in einem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren vor unsern Augen geschehen ließen, was wir in unserer Jugend mit Staunen auf vielen Blättern der Geschichte in langsamer Entwickelung vor sich gehen gesehen hatten; erweckt durch einige geistvolle Schriftsteller, die, eine neue Bahn mit Kühnheit eröffnend, uns neben mancher vielleicht zu gewagten Behauptung doch viel Gutes und Wahres aufstellten, und unsere Begriffe von der Poesie berichtigten, mußte wohl jene einfache Prosa des Lebens, die wir theils selbst gelebt, theils

auf der Bühne und in Gedichten als etwas recht Schönes bewundert hatten, uns leer und unbefriedigend erscheinen. Hochtragische Ereignisse, Umsturz alter Thronen und Verfassungen, zerschmettertes Glück der Einzelnen unter jenem grauenvollen Schutt, seltsame, ans Wunderbare gränzende Schicksale, die ein solcher Umschwung der Dinge möglich machte, kurz, die Riesenhand des Schicksals, die den Menschen unentfliehbar ergriff, und ihm die Nichtigkeit seines Ichs, so wie die Größe der unsichtbaren Allgewalt zeigte, lehrte ihn auf einer Seite die Kleinlichkeit jener Verhältnisse einsehen, die nur jenes Ich zum Gegenstand hatten, und erweckte auf der andern die Ahnung und den Glauben an eine höhere Weltordnung, die wir in jener hochphilosophischen Periode der Aufklärung gern vergessen, oder wohl gar geläugnet hatten.

Nun wandte der menschliche Geist sich in andere Regionen, und die Dichter, diese treuen Kinder der Natur und Zungen der Wahrheit, sprachen laut aus, was das Brudergeschlecht in seinem Innersten fühlte. Die höhere Tragödie fing an, sich zu erheben. Das furchtbare Schicksal erschien auf der Bühne, wie in andern Dichtungen. Große, weltgeschichtliche Begebenheiten wurden vorgestellt; wir genossen des den Göttern angenehmen Schauspiels, den

kräftigen Mann mit dem bösen Geschick ringen zu sehen, und wenn auch das Glück oder die Bedingungen seines irdischen Daseyns selbst darüber zu Grunde gingen, so tröstete und stärkte uns entweder der Gedanke an die Größe seiner Gesinnungen und die Erhabenheit der menschlichen Natur, oder wir gönnten mit wehmüthiger Lust dem müden Sieger die Ruhe nach blutigem Kampfe.

Bald aber ging man weiter. Der von der Wirklichkeit geängstete, von philosophischen Ideen längst nicht mehr beruhigte Geist erhob sich zu dem Glauben an den wahren Gott, an eine leitende Vorsicht, und suchte Schutz, Haltung und Trost in einer geoffenbarten Religion. Auch hier zeigten vorzügliche Geister den Weg, aber theils sie selbst, theils ihre Nachahmer blieben dabey nicht stehen. Nicht bloß kindlicher Glaube und fromme Ergebung in den Willen eines geoffenbarten Gottes, auch alle Ausgeburten einer beunruhigten Einbildungskraft und eines gefolterten Gewissens gesellten sich dazu, und Ahnungen, Vorzeichen, Träume und Sterndeuterey, erfüllte Flüche, Verwünschungen, von leidenschaftlichen Menschen im blinden Zornrausch ausgestossen, und doch von einer liebenden Vorsicht an schuldlosen, oft ungebornen Nachkommen erfüllt, waren an der Tagesordnung.

So gestaltete sich die schöne Literatur und mit ihr die dramatische Dichtkunst abermahls anders. Grauenhafte Begebenheiten, unnatürliche Verbrechen machten den Stoff der Tragödien und Romane aus; von Gewissensangst oder fremdem Fluch gepeinigte Gemüther suchten Entschuldigung oder Trost in Träumen, Vorzeichen, Ahnungen, und endigten damit, ihre früheren Verbrechen durch ein letztes, den Selbstmord, zu sühnen. Über diesen Dichtungen, so meisterhaft und tiefeindringend manche von ihnen sind, schwebt nicht jene beruhigende Vergeltung, jene hochtragische Würde, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt: es ist weder der Kampf der Freyheit mit der Naturnothwendigkeit, noch die hohe Achtung für das Sittengesetz, das entweder versöhnt oder erfüllt muß werden. Die Affecte werden nicht geläutert, wir gehen nicht veredelt und zum Guten gestärkt aus dem Theater oder von einer solchen Lektüre. Mit zerrissenem, blutenden Herzen, verworren, ungewiß über das Bewußtseyn und die innere Würde der handelnden Personen, so wie über unsere eigene, verläßt man diese Erscheinungen und sieht sich schaudernd um, wie wenn man grauenhafte Gespenstergeschichten gehört hat, ob nicht der furcht-

bare Spuk irgendwo in einer Ecke auch auf uns lauere, uns unvorbereitet, unverschuldet überfalle, und eben so blind und willenlos von Unthat zu Unthat fortreiße.

Während im Tragischen eine so große, beynahe gigantesk Muse waltet, sinkt und schrumpft das Lustspiel immer mehr zur kleinlichen Schilderung kleinlicher Armseligkeiten herab. Keine hervortretende Charakterzeichnung im Guten oder Lächerlichen mit Kraft und Treue an verschiedenen Anlässen sich entfaltend, keine überraschenden Entwickelungen oder sinnreichen Intriguen vermögen mehr durch vier oder fünf Acte das Interesse des Publikums zu spannen. Liegt es an dem abgestumpften Geschmacke der Zuhörer? Liegt es an dem Mangel an komischer und Auffassungskraft der Dichter? Wir sehen nichts als kleine Stücke, die geringfügige Begebenheiten mit schwachen Farben schildern. Ein Mißverständniß, eine Verwechslung der Personen, Modethorheiten, kraftlose Liederlichkeit, kindische Gelüste, unbedeutende Entzweyungen u. s. w., machen in ewig wiederkehrenden Gestalten bey wenig veränderter Ordnung und Verhältniß den Inhalt aller unserer Original- und übersetzten Lustspiele aus, und es wird bald dahin kommen, daß man ein halb Dutzend

ſolcher Kleinigkeiten an einem Abend aufführen wird müſſen, um die beſtimmte Zeit von zwey oder dritthalb Stunden auszufüllen. So bewegt ſich unſer Theater in zwey ſehr entgegen geſetzten Richtungen, und es iſt beynahe unbegreiflich, wie ein und dasſelbe Publikum, das mit Seelenvergnügen jene ungeheuern Darſtellungen ſieht, zugleich Wohlgefallen an ſolchen Unbedeutenheiten finden kann.

Wenn man aber dem Schauſpiel auf der Einen Seite vielleicht einen Vorwurf wegen dieſer gar zu großen Veränderlichkeit und ſeines Beugens unter das Scepter der Mode machen könnte, dem das Große, das wahrhaft Schöne nie huldigen ſollte, ſo entdecket das Auge des Beobachters eine andere Neigung desſelben, die es ebenfalls unter das Gebieth oder wenigſtens in die Verwandtſchaft der Mode bringt, und dieſe Neigung könnte man, wenn es erlaubt iſt, ſolche Metaphern zu brauchen, die Koketterie der dramatiſchen Dichtkunſt nennen.

Doch nicht der dramatiſchen im eigentlichen Sinne, ſondern nur der theatraliſchen. Mich dünkt, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen beyden Richtungen Einer und derſelben Art von Poeſie. Es gibt dramatiſche Arbeiten, die an ſich vortrefflich,

aber nicht theatraliſch ſind; es gibt Stücke, die ungemein viel theatraliſchen Effect und beynahe keinen dramatiſchen Werth haben. Glücklich begabte Köpfe wiſſen Beydes zu vereinigen, bey den meiſten ſteht jede dieſer Gaben einzeln. Welche die höhere von Beyden ſey, iſt wohl kein Zweifel, und wenn Iphigenia, Egmont, Polyxena u. ſ. w., kein großes Publikum haben, ſo wird doch kein Dichter ſeyn, der nicht lieber Eine Scene aus ihnen, als ganz andere Effect- und Kaſſenſtücke geſchrieben haben möchte, die jedem Leſer wohl zu Dutzenden einfallen werden.

Der Schauſpieldichter, der bloß für die Bühne, nicht für das ruhige Leſen ſchreibt, ſucht ſein Stück auf den Effect zu berechnen. Er kann nicht, wie der Romanſchreiber, die Charactere ſich langſam ſelbſt entwickeln laſſen, die Begebenheiten von Weitem her vorbereiten, jede verborgene Tiefe des Herzens entfalten, jede Triebfeder berühren. In zwey, höchſtens drey Stunden muß Alles, was geſchehen ſoll, vor unſern Augen vorgehen, die Einleitung angebracht werden, die uns auf den rechten Standpunct ſetzt, wenn die Handlung für uns beginnt, der Knoten geſchürzt, gelöſt und das Gemüth des Zuſchauers in wenigen aber ſtarken Momenten fortgeriſſen werden. Man könnte den Schau-

ſpieldichter daher mit einem Freseo-Mahler vergleichen, der in großen Maſſen mit kräftigen aber wenigen Pinſelſtrichen hinwirft, was der Romandichter en miniature mit aller Vollendung und Genauigkeit bis ins Kleinſte richtig ausmahlt. Er muß um die Gunſt des Augenblicks buhlen, er muß die Herzen ſeiner Zuhörer zu faſſen, zu erſchüttern, zu rühren, zu ergetzen verſtehn, er muß mit dem Publikum kokettiren.

Beſſere Genien wiſſen den dramatiſchen und theatraliſchen Effect zu vereinigen, ja, ſie würden den letztern ohne den erſtern verſchmähen. Wenn in der Schuld Hugo und Elvire ſich von der Zuſammenkunft bey den Gräbern ihrer Ahnen unterreden, wenn ſie des Todestages des Ermordeten erwähnen, die Lichter nun herabbrennen, in dieſem Momente ein Pochen, wie das Pochen des erwachten Gewiſſens an das Herz des Sünders, durch das dunkle Zimmer ſchallt, die Thüre aufgeht und Don Valeros, deſſen Geſicht die Züge des Ermordeten trägt, eintritt; dann iſt dieſer Moment höchſt ergreifend und von dem würdigſten Effect, er iſt dramatiſch und theatraliſch zugleich.

Eben ſo iſt die Scene im Macbeth, wenn nach der grauenvollen Ermordung des Königs der Pfört-

ner am Morgen mit der rührenden Ruhe der Unwiſſenheit auftritt, ſein Morgenlied ſingt und Gott dankt, daß er das Haus dieſe Nacht vor Unheil bewahrt habe. Hier iſt der ſtärkſte Effect durch die einfachſten Mittel hervorgebracht, alles iſt dramatiſch und theatraliſch zugleich.

Solche große Wirkungen ſind indeß nur beym Trauerſpiel möglich, denn nur dort handelt es ſich um Großes. Es gibt aber ſanftere und nicht minder wirkſame Hebel, mit welchen der Dichter des Schau- und Luſtſpiels die Herzen der Zuſeher faſſen und nach ſeinem Gefallen lenken kann, Erregung natürlicher Gefühle, Ältern-, Kinder-, Geſchwiſterliebe, großmüthige Aufopferungen, ſinnreiche Verwickelungen, Spannung der Erwartung, der Angſt. Der Schauſpieldichter ſucht ſie anzuwenden, ſo gut er es vermag. Niemand kann ihm das im Grunde übel nehmen, denn ſein Werk iſt für die Bühne, nicht für die ruhige Prüfung der Lektüre berechnet; nur geht man hier leicht zu weit, und wenn das Wort eines unſerer vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller wahr iſt, der als Gelehrter, als Dichter und als Menſch gleich hoch und ehrwürdig vor den Augen von ganz Deutſchland ſteht: daß die Poeſie ihre jungfräuliche Schönheit verliert, wenn der Sirenengeſang

der Eitelkeit dem Dichter im Augenblick der Begeisterung ertönt, und den freyen Schwung der Sehnsucht störet *) — wenn dieß Wort wahr ist, wie ich mit tiefem Gefühle glaube, dann steht jeder dramatische, oder vielmehr jeder Theaterdichter auf einer gefährlichen Klippe, und das Reinschöne, das Wahre, das Göttliche in ihm wird nur gar zu oft dem Beyfall des Augenblicks und dem stachelnden Genuß des allgemeinen Klatschens geopfert. Das ist die Koketterie, die den Dichter, wie das reizende Weib, verleitet, weiter zu gehn, als der erlaubte Wunsch zu gefallen führt, und sehr oft in beyden die innere Würde und den rechten Werth zerstört.

Was soll man aber endlich von all' den kleinen Künsten und Kniffen sagen, die nicht auf psychologische Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, sondern lediglich auf Zufälligkeiten oder Umständen der Zeit beruhend, dann auch mit diesem Zufall und dieser Zeit verschwinden und werthlos zerfallen? Dahin gehören die zu-

*) Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Graf zu Stolberg, 3ter Theil, 1ste Beylage.

fälligen Zusammentreffungen, Mißverständnisse, die oft Ein Wort lösen könnte, das aber, unnatürlich genug! jetzt nicht gesprochen wird, Verkennungen unter recht guten Bekannten, Verwechslung der Personen, einseitige, unwahrscheinliche Characterrichtungen, Anspielungen auf Tagesbegebenheiten, Complimente, die man dem Schauspieler macht, indem die Worte der Rolle füglich auf ihn selbst gedeutet werden können, endlich das Einstimmen in den Ton der Zeit, in gewisse allgemeine Bemerkungen u. s. w. Alles dieß verfehlt selten oder nie seine Wirkung, es wird laut beklatscht, und der Dichter, dem es nur darum zu thun ist, hat seinen Zweck vollkommen erreicht.

In den modernen Duodezstücken, von denen oben die Rede war, sind diese Künste recht an der Tagesordnung. Die Nichtigkeit der Ereignisse, die Schwäche der Charactere erlauben nicht, jene mächtigen Hebel in Bewegung zu setzen, weil sie außer allem Verhältnisse mit dem Ganzen wären; indessen beweisen doch viele ältere kurze Stücke und hier und dort ein neueres, daß auch in diesem kleinen Umfange Triebfedern von besserer Art angewendet werden können.

Aber es ist der Geist der Zeit, der uns fortreißt. Leer und nichtig, wie wir selbst sind, vermag uns

Leerheit und Nichtigkeit zu ergetzen, und wir finden unsere eigene erbärmliche Welt auf den Brettern wieder. Der Nachbar, die Nachbarinn erscheint, die Theegesellschaft, der Klatschzirkel, in dem wir uns gestern befanden, steht heut mit kleinen Veränderungen vor uns, die kleinlichen Kunstgriffe des Dichters belustigen uns, wir geben uns ihm gläubig hin, lassen uns blind und taub machen, nehmen das Unwahrscheinlichste an, und sind recht vergnügt, wenn wir nicht viel zu denken haben, das Stück bald zu Ende geht und gleich wieder ein ähnliches beginnt. So schreitet denn der gefeyerte und beklatschte Mann gern weiter auf der einmahl betretenen Bahn, der Dichter verdirbt das Publikum, und das Publikum den Dichter.

Über eine
Nationalkleidung
für
Deutsche Frauen.
1815.

An mehreren Orten Deutschlands fängt der Gedanke einer Nationaltracht an, sich mächtig zu regen, und es ist nicht bloß frommer Wunsch irgend eines deutschfühlenden Herzens, es scheint wirklich die Gesinnung vieler besseren Menschen, ja in gewisser Hinsicht eine Art von Bedürfniß der Zeit zu seyn, was so oft und von so verschiedenen Orten des gemeinsamen theuren Vaterlandes sich äußert und laut wird. Eine achtungswürdige Fürstinn hat angefangen, wenigstens ein gemeinschaftliches Abzeichen durch Farbe und Kopfschmuck einzuführen; die deutschgesinnten Frauen der alten Krönungsstadt am Main sind über eine allgemeine Tracht übereingekommen, bey welcher, was die Hauptsache ist, die Form für immer bestimmt bleibt, Stoff und Farbe aber der Willkühr überlassen wird, nur mit der Ausnahme, daß bey feyerlichen Gelegenheiten Alles schwarz erscheint; in Hannover sind, nach öffentlichen Blättern, bey Eröffnung des Landtags die Damen in altröm-

ſüßer Tracht erſchienen, und wenn das Wort altrömiſch kein Druckfehler iſt, der altdeutſch oder altengliſch heißen ſollte, ſo war es doch wenigſtens keine modiſche, und keine moderne Tracht. Unter dieſen Umſtänden iſt es alſo gewiß weder ein unzeitiges, noch ein überflüſſiges Unternehmen, auch in Öſterreich über dieſe Angelegenheit zu ſprechen.

Wenn Sitte, Sprache, Bauart und Lebensweiſe bey jeder Nation ein Product von Klima, Boden, Charakter und eigenthümlicher Lage dieſes Volkes zwiſchen ſeinen Nachbarn iſt, ſo iſt es gewiß auch die Kleidungsart, die ganz vorzüglich von der Beſchaffenheit des Himmelsſtriches und Landes abhängt, und wodurch ſich die Völker noch ſchärfer und auffallender von einander unterſcheiden, als durch ihre körperlichen Eigenheiten und Stammeszeichen. Dieſe Urſachen ſind es, die den Nordländer lehren, ſich vor dem Froſt in Pelze zu hüllen, die den Orientalen bewegen, in weiter, flatternder Kleidung jede Art von Zwang oder Druck bey der Hitze ſeines Klima's und ſeinem Hange zur Ruhe und Weichlichkeit zu vermeiden. Sie ließen zum mindeſten vor Zeiten den Südeuropäer einen phantaſtiſchen Reiz in bunten leichten Gewändern ſuchen, und beſtimmen noch jetzt den ſeinen Natio-

nal-Gebräuchen treuen Unger, seinen Pelz weder im Winter noch Sommer von sich zu legen, weil selbst in den heißen Monathen sein Klima ihn jähen Veränderungen der Temperatur, und jeden Abend einer beträchtlichen Abkühlung der Luft bloßstellt.

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann ein Volk eben so wenig dem Gebrauche seiner Nationaltracht, als dem seiner Sprache entsagen, ohne einen Theil seiner Nationalität aufzugeben, und sich mehr und mehr in die, weit und flach verbreitete, Allgemeinheit und Charakterlosigkeit zu verlieren, die man im vorigen Jahrhunderte aus einer verkehrten Ansicht für die höchste Stufe weltbürgerlicher Ausbildung und die schönste Blüthe der Humanität ansah. Das war die Zeit, wo in der allermildesten Duldung alle Religiosität, und in dem ausgedehntesten Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe unterging, nicht darum, als ob diese, bey wenigen höheren Menschen unstreitig achtungswerthen Geistesrichtungen nothwendig dahin führen müßten, sondern weil die Meisten, welche diese Fahne aufpflanzten, nur ihre eigene Gemüthlosigkeit und Kaltherzigkeit darunter verbargen, und die Menge, die so selten zum Selbstdenken aufgelegt ist, ihnen bewundernd nachbethete.

te, von unberechenbarem Nutzen für allgemeines Wohl, wie für häusliches Glück seyn.

Nach dem, was schon gesagt worden, scheint es wohl überflüssig, den Nutzen für das Allgemeine noch einmahl herzuzählen; aber es wird vielleicht nicht unnöthig seyn, den Einwürfen Einiger zu begegnen, die aus einer solchen strengeren Abscheidung der Nationen unter einander Feindseligkeit, Einseitigkeit, Sinken des Handels und der höheren Bildung prophezeihen wollen. Bis auf jene oben berührte Epoche, bis zum Zeitalter Ludwig XIV. waren Europa's Völker durch Nationaltrachten unterschieden; allein Handel und Verkehr blühten damahls, wie jetzt, unter ihnen, freundschaftliche Beziehungen fanden überall Statt, und die Kriege sind seit dem — das kann unsere gequälte Generation bezeugen — weder seltener, noch milder geworden; ja, was gerade Deutschland betrifft, so war sein Handel vielleicht nie blühender, seine Städte nie kräftiger, reicher, selbstständiger, als damahls, wo es Keinem und Keiner im ganzen Vaterlande einfiel, sich von Paris aus das Muster seiner Kleider und ihrer Kopfzeuge zu bestellen — zu den Zeiten der Hansa, und des Flors der Deutschen Reichsstädte.

So viel im Allgemeinen, von und über wel-

ches zu sprechen, eine Frau nur mit Schüchternheit wagen darf. Viel lieber und leichter wende ich mich zum wahren Elemente weiblicher Wirksamkeit, dem häuslichen Leben, zum Heiligthume unserer Pflichten, dem väterlichen Herde; denn es sind ja eigentlich nur die Frauen, zu denen ich sprechen will. Was die Männer ihrerseits über diesen Punkt denken und ausführen wollen, mögen sie unter sich abmachen.

Es ist durch den Wechsel der Kleidungsart, durch das Lauern auf jede neue Erscheinung, und das ängstliche Hinhorchen auf jedes Geboth, das von den Ufern der Seine durch das weit verbreitete Reich der Mode ausging, eine solche Unruhe, ein so rastloses Streben, und eine solche Zerstreuung in unsere Seelen gekommen, daß uns fast keine Zeit mehr zu häuslichen Geschäften — künstliche Arbeiten sind keine häuslichen, sondern oft gerade das Gegentheil — und zur wahren Geistesbildung, die nicht in Talenten besteht, übrig bleibt. Ich rufe hier die meisten Frauen und Mädchen des Mittel- und Bürgerstandes zu Zeugen auf; — denn die der höheren Stände machen die kleinste Zahl aus, und sind durch ihren Reichthum und ihre Verhältnisse von dem, was den niedrigeren Classen so Noth thut, meist losgezählt, — ob

ihnen nicht der größte Theil der Zeit über der Anordnung und Verfertigung neuer Kleider und Putzstücke und dem Umändern der unbrauchbaren hingeht. Kaum ist ein Kleid vom Schneider oder aus eigner Hand recht zierlich und nach dem neuesten Schnitte gemacht, gekommen, kaum ist es einige Mahle angezogen worden, als plötzlich sich Etwas in der Vorschrift des Schnittes ändert; und nun kann man das Kleid so nicht mehr anziehen; es muß also entweder neuerdings beym Schneider dafür bezahlt, oder selbst mit Aufwand vieler Stunden umgeändert werden. So geht es ebenfalls mit dem kleinen Zubehör des Anzugs, mit Häubchen, Hüten, Tüchelchen, Chemisetten u. s. w. Nicht weil ein Stück abgenützt oder beschmutzt ist, sondern weil es die Mode so befiehlt, wird es, noch völlig gut und brauchbar, aufgetrennt, zerschnitten, und wenn es der neuen Form nicht angepaßt werden kann, weggeworfen. Welchen Verlust an Geld, Zeit, Laune und Kraft, welche Unruhe und Unzufriedenheit bringt dieß in die Familien! Wie mancher Vater oder Gatte sieht mit Schrecken die Rechnungen des Kaufmanns, Schneiders, der Putzhändlerinn kommen, bezahlt sie mit Unwillen — oft mit bedeutenden Aufopferungen — und bittere

Vorwürfe, Zwiſt und Unfrieden ſtören und vergiften das Glück einer ſonſt achtbaren Familie!

Dieſem Übel nun würde eine bleibende, allgemein geltende Kleiderform, die wenigſtens nicht mit jeder Jahrszeit wechſelt, größtentheils ſteuern, und wenn auch der Zeitgeiſt und die, dem Abendlande eigene, Erfindſamkeit in Allem, was Tracht, Hausrath, geſellſchaftliche Übereinkunft betrifft, von Zeit zu Zeit einige Veränderungen daran treffen würde, ſo würden dieſe doch weder ſo häufig noch ſo gänzlich ſeyn, daß nicht die Hauptform bleiben ſollte, und man die kleinen Außenwerke, welche dem Wechſel am meiſten unterliegen, mit leichter Mühe ändern könnte.

Hauptſächlich aber würde mit Einführung dieſer Landestracht eine Kleiderordnung und ſtrenge Vorſchrift für alle Stände, beſonders des weiblichen Geſchlechts, nothwendig ſeyn; denn dieſe Vermiſchung aller Rang- und Vermögensordnung, die beſonders in den letzten Zeiten durch Anhäufung des Papiergeldes, den theuren Arbeitslohn und den ungeheuren Gewinn der handelnden Claſſe zu einer außerordentlichen Höhe geſtiegen iſt, iſt gewiß mehr noch, als der ſchnelle Modenwechſel, ein lange unbemerktes Gift geweſen, das jetzt in ſeiner vollen Ausbreitung nahmen- und zahl-

lose Übel, Sittenverderbniß, Diebstahl, Ungenügsamkeit und Übermuth der dienenden Classe, Verschwendung, Schulden, Zerrüttung im Hauswesen, und Zernichtung der häuslichen Glückseligkeit hervorgebracht hat. Nie hört man mehr von Frauenzimmern der unteren, oder wohl gar der dienenden Stände: das schickt sich nicht für mich; das ist zu vornehm, zu kostbar für meinen Stand. Alles, was man bezahlen kann, schickt sich, und alle Mittel, wodurch man das Bezahlen können möglich macht, sind erlaubt, sind willkommen. So wird immer mehr das Geld der einzige Maßstab alles Glückes, so wie alles inneren Werthes, nur die Armuth oder Genügsamkeit verächtlich, und der ganze Sinn des Volks aufs Erwerben, Erlisten, Erraffen gestellt. Ich berufe mich bey dieser Betrachtung auf das Zeugniß aller wackeren Hausmütter, die längst und schwer unter diesen Lasten seufzen, und in der Ausübung ihrer Pflichten, in dem rechtlichen Streben, Ordnung und Klarheit in ihrem Hauswesen zu halten, durch jenes Verderben auf allen Seiten gehindert werden.

Die Uniformirung der Männer vom Stande, der Staatsbeamten und ihrer Abstufungen nach dem Range würde eine gute Gelegenheit darbie-

then, etwas Ähnliches auch bey dem' weiblichen Geschlechte einzuführen; nur müßte dieß sich auch auf die anderen Classen erstrecken, und besonders die unteren, arbeitenden und dienenden begreifen.

Es wird Manchen geben, dem der ganze Vorschlag schon aus dem einzigen Grunde unthunlich vorkommt, weil unsere Fabriken und der ganze Handelsstand durch eine solche Einschränkung und Stätigkeit der Kleidertracht leiden würden. Aber fürs Erste wäre es eine, noch zu entscheidende große Frage, ob denn ein Land, oder vielmehr seine Bewohner wirklich in sich ruhiger und glücklicher sind, wenn es nur recht viel Fabriken hat, und jener rastlose Geist des Erwerbens und Gewinnens, besonders zum Nachtheile des Ackerbaues in ihm herrscht, der seit zwanzig Jahren in unserem, gewiß nicht dazu geeigneten Volke eingerissen ist, und endlich, ob der größere Nutzen und Flor Einer Classe der Staatsbürger der Hauptaugenmerk der Verwaltung seyn dürfe, gegen den die moralische Erhebung und das häusliche Wohlseyn der Mehrzahl in gar keinen Betracht zu kommen habe? Der größere Nutzen; — denn Fabriken, Kaufleute, Gewerbe und Handel würden immer bleiben. Auch vor der Zeit der schnell wechselnden Moden, und in früheren Jahrhunderten verkauf-

ten Deutſche Handelsleute ſchöne und zierliche Waaren; auch damahls verfertigten Deutſche Künſtler koſtbare und ſinnreiche Arbeiten wenn ſchon nicht an Form und Endzweck ſo mannichfaltig als jetzt; und unſere Ältermütter beſaßen ihr koſtbares Geſchmeide und Hausgeräthe, deſſen ſich, den veralteten Geſchmack abgerechnet, keine noch ſo elegante Dame zu ſchämen hätte. Einen Beleg dazu kann die, aus dem Schloſſe Ambras in Tyrol hierhergebrachte Sammlung von Rüſtungen und allerley Geräthſchaften, Geſchmeiden und Prachtgefäßen liefern, die der ritterliche Erzherzog Ferdinand von Öſterreich-Tyrol, der Gemahl der ſchönen Welſerin, geſammelt hatte. Wahrlich, dieſe mit Edelſteinen aller Art beſetzten goldenen und ſilbernen Tafelaufſätze, dieſe vom feinſten Filigran gearbeiteten, von Diamanten und Rubinen ſchimmernden Pokale, dieſes zierlich anmuthige Nähpult der ſchönen Philippine voll reich geſtickter, mit Türkiſen und Amethyſten ausgelegter, unzähliger Schubfächer, dieſe Bruſtnadel von zitternden, goldenen, mit dem ſchönſten Schmelz verzierten Blumenkelchen, worein die edle Frau dann natürliche Blumen ſteckte und ihren Buſen ſchmückte, alle dieſe eingelegten Waffen, die künſtlichen Geräthe, die mit Schmelz, Damaſcener Arbeit, mit goldenen und ſilbernen

Zierrathen, ja oft mit ſinnigen, frommen Bildern geſchmückten Rüſtungen der berühmteſten Männer des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts könnten uns hinreichend beweiſen, daß Künſte und Gewerbe, Pracht und Überfluß damahls auf einer ſehr bedeutenden Stufe geſtanden, und daß es Menſchen genug in Deutſchland muß gegeben haben, die mit Verfertigung jener Koſtbarkeiten ihren Lebensunterhalt reichlich und rechtlich gewonnen haben.

Es iſt alſo wohl nicht zu ſorgen, daß Mangel an Gewinn oder an Gelegenheit, durch Fleiß und Geſchicklichkeit Brot zu erwerben, die Folge einer veränderten Kleidertracht oder eingeführten Kleiderordnung ſeyn würde. Alles Üble, was daraus für eine Zeit und eine Claſſe von Menſchen entſtehen könnte, wäre, daß ein Theil der Perſonen, die jetzt um der leichteren Arbeit und der lockerern Lebensart willen vom Lande herein den Fabriken in der Stadt zulaufen, und dort, wie Jedermann weiß, nicht die achtungswürdigſte Claſſe von Arbeitern ausmachen, nach und nach gezwungen würde, zur Feldarbeit, wo die Hände ſo ſehr mangeln, zurückzukehren, und daß die gemeinen Dienſtbothen des weiblichen Geſchlechts keine ſo leichte Unterkunft für ein halb lüderliches, halb müßiges Leben fin-

den, und daher genöthigt seyn würden, in den Diensten mit mehr Treue und Arbeitsamkeit auszuhalten. Auch müßten endlich Fabrikanten und Handwerksleute, statt sich in immer neuen Erfindungen zu erschöpfen, und darauf zu sinnen, wie sie immer etwas Fremdes, Niegesehenes in wechselnder Mannichfaltigkeit hervorbringen könnten, lieber sich bemühen, die wenigeren Gattungen trefflich, haltbar, und mit jenem Sinne für Vollendung hervorzubringen, der die Englischen Arbeiten so sehr auszeichnet, der unsern Fabriks- und Handwerks-Erzeugnissen im Allgemeinen so sehr fehlt, und der doch dem Geiste der Deutschen Nation so angemessen ist, daß alle ihre Arbeiten in früheren Zeiten davon zeugen, und man die jetzige Entfernung von dieser Weise nur einer falschen Richtung zuschreiben kann, welche der National-Charakter in den letzten Zeiten durch die gewaltsamen Umschwünge erhalten hat.

Laßt uns eine Arbeit des Mittelalters, oder auch noch späterer Zeiten, des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in dieser Rücksicht ansehen! Wie zierlich, und bis auf's Kleinste ausgearbeitet sind diese Geräthe! Wie kunstreich geschmückt diese Waffen! Wie sinnig bebildert all dieser Schmuck, diese Kleinodien! Jeder kleinste Theil

daran ist ein schönes, in sich vollendetes Ganzes, jeder Pokal, jeder Tafelaufsatz, jeder kleine Hausaltar ein Kunstwerk, das überaus viel zu betrachten und zu denken, ja oft auch fromm und kindlich zu fühlen darbiethet. Betrachtet diese Bilder aus der deutschen Schule, überwindet den zierlichen Ekel vor diesen Anachronismen in Tracht und Sitte, vor diesen gemüthlich naiven Ansichten, vorzüglich bey religiösen Gegenständen, und bewundert den Ausdruck, die Eigenthümlichkeit jedes Gesichtes bey Gemählden, die oft hundert und mehr Figuren enthalten, wo jede doch so ganz vollendet ist, als wäre sie allein die Hauptgestalt! Untersucht die mühsame Arbeit in den Gewändern, dem Schmucke der Personen, den Nebengegenständen! Erhebt euren Blick zu den Überresten Gothischer Baukunst! Seht dieß zierliche Laubwerk, diese durchbrochenen luftigen Thürmchen über den Häuptern der Statuen von Heiligen oder Helden, alle an dem majestätischen Dome so fein und vollkommen ausgearbeitet, wie eine Zimmerverzierung! Das ist Deutsche Arbeit! So spricht sich Deutscher Geist aus, und so allein kann er eigenthümlich wirken, nicht aber in der rastlosen, hastigen Art, mit welcher jetzt dem schnell und ewig ändernden Wech-

sel der Mode mit flüchtiger, gehaltloser und bald wieder unbrauchbarer Arbeit gehuldigt wird!

Damahls freylich richteten die Großen ihre Bergvesten und Palläste nicht alle zwey oder drey Jahre neu ein, und ihre Frauen erschienen nicht an jedem Fest- und Gallatage mit neuen Kleidern; aber das köstliche Geräthe, das der Großvater mit schwerem Golde von dem fleißigen Künstler erstanden hatte, der Monathe und Jahre darüber zugebracht, der zierliche Brautschmuck, in welchem die Mutter den Vater entzückt hatte, kam noch auf Tochter und Enkel, die ihrerseits wieder Neues anschafften, und das Alte, seines inneren Werthes wegen, beybehielten. So sammelten sich nach und nach Schätze in jedem, nicht bloß reichen, auch nur wohlhabendem Hause, und der Geist der Unruhe, des Flatterns und Wechselns blieb fern von diesen Gemüthern, die in rechtlich erworbenem Besitze gern ruhten, beym stillen Genuße des Vorhandenen nicht immer nach Neuem strebten, Zeit für nützliche Beschäftigung, und Stunden der Sammlung gewannen, um über ihre Bestimmung und das Heil ihrer Seele nachzudenken, wozu wahrlich die Menschen unserer Tage, nicht bloß die Reichen und Vornehmen, sondern alle Erwerbenden in stetem Laufen und Rennen nach immer grö-

ßerem Genuſſe und Gewinne keine Zeit mehr zu haben ſcheinen.

Könnte ich doch allen meinen Mitſchweſtern im Deutſchen Vaterlande dieſe Betrachtungen recht dringend an's Herz legen! Könnte ich doch in ihren Seelen Sinn und Liebe für die Köſtlichkeit des ſtillen Friedens und einer klaren, ruhigen Anſicht der Lebens wecken! Könnte ich es dahin bringen, daß nur Einige der Beſſeren, von der Betrachtung einer frömmeren, und darum auch gewiß glücklicheren Vörwelt gerührt, ſich entſchlöſſen, dem ewig wechſelnden Modetand und dem damit verbundenen raſtloſen Treiben und Trachten zu entſagen, und ſich als deutſche Frauen und Jungfrauen Deutſch und bleibend zu kleiden! Immerhin mag der ſtille Sinn ſich üben, dieſe züchtigen, ehrbaren Formen hier und da zu verſchönern, immerhin ſollen ſie ſich mit der Verfertigung und Ausſchmückung ihres Anzugs beſchäftigen und mit richtigem Geſchmack die allgemeine Form der eigenthümlichen Bildung anzupaſſen ſtreben; das iſt von der Natur in uns gelegter Trieb, und darum iſt er auch gut und zweckmäßig. Aber dieſe Verſchönerungsluſt kann ſehr wohl ohne ewigen Wechſel beſtehen, wie der unverrückbar treue Orient zeigt, wo doch auch Frauen in noch viel

beschränkteren Verhältnissen, als wir Abendländerinnen, fast keine andere Wirksamkeit haben, als für ihren Putz und ihre Unterhaltungen zu sorgen, und wo bey allem Fleiße und aller Kunst, mit welchen sie ihre Schönheit zu erhöhen suchen, die Menschen des Homer's und der Bibel, wenn sie nach zwey oder dreytausend Jahren wiederkehrten, ihre Sitten und Trachten wieder finden würden. Es wäre übrigens vielleicht nicht schwer zu beweisen, daß die Fluth der Mode in ihrem ewigen Gähren und Wogen auch oft seltsame, verunstaltende, oder nur für wenige Gesichter passende Formen heraufspülen muß, die doch auch, allem Geschmack zum Trotze, mit einer Unterwürfigkeit nachgeahmt werden, deren sich kein Gesetzgeber zu rühmen hat.

Dann, wenn einst eine allgemein geltende, einfache, anständige, und wenigstens in ihren Hauptformen bleibende Frauentracht eingeführt wäre, dann würde es sich der Mühe lohnen, durch kunstreichen Fleiß und geschmackvolle Erfindung, durch zierliche Nähereyen und Stickereyen für die Verherrlichung derselben zu sorgen, und mit dem, einer weiblichen Seele so wohlanständigen, Sinne für die genaueste Vollendung Alles rein und zierlich auszuarbeiten, weil es bleibend seyn würde,

weil bey der Allgemeinheit dieſer Geſinnung keine falſche Scham Platz fände, ſich öfters in demſelben Anzuge in Geſellſchaften zu zeigen, weil keine thörichten Modepuppen der ernſteren Schweſter lachen würden, die nicht nach dem neueſten Pariſer Journal gekleidet wäre, weil endlich die Koſtbarkeit des Stoffes, die Schönheit der Verzierung, und nicht die Laune der Modehändlerinn, oder die Neuheit der Form den Werth des Anzugs beſtimmen, das Einmahl ſchön erkannte Kleid durch Jahre ſeinen inneren Gehalt behaupten, und der lange, ehrenvolle Genuß die Koſten, oder die darauf gewandte Mühe reichlich vergelten würde.

Noch ein groſſer und klar vor Augen liegender Vortheil einer Deutſchen Nationaltracht wäre die Zweckmäßigkeit derſelben in Rückſicht auf die Geſundheit. Im rauhen, nördlichen Klima, unter einer mäßigen keuſchen Nation entſprungen, war die Tracht unſerer Vorältern dieſer Sinnesart und dieſem Klima angepaßt, warm, verhüllend und ehrbar. Sie übertrugen nicht mit verkehrtem Streben die Kleidung des milden Griechiſchen Himmelsſtrichs an die kalten Ufer der Spree oder Donau, ihre Frauen und Mädchen gaben ihre Reize nicht dem Blicke jedes Vorübergehenden Preis, und zer-

knickten nicht so freywillig die zarteſten Blüthen der aufſtrebenden Neigung, Scheu und ſtilles Verlangen. Bey dieſen Kleiderformen, die faſt insgeſammt hoch an den Hals heraufgehen, und die Arme bis an's Handgelenk umſchließen, würden Sittſamkeit und Geſundheit ſich beſſer befinden, und ſtärkere Mütter, von keinen Nervenkrämpfen geplagt, friſchen und lebensfrohen Kindern das Daſeyn geben.

Bey allen dieſen unbeſtreitbaren Vortheilen einer allgemein angenommenen, bleibenden Landestracht für Deutſche Frauen, bey allem gutem Willen Mancher, die ſich der Verwirklichung dieſes Planes freuen würden, wird es doch, wie ich fürchte, niemahls, und beſonders nicht in großen Städten dazu kommen, wenn nicht von oben herab, von den hohen, ja von den höchſten Orten beſtimmt darauf hingearbeitet und von unſeren Höfen das Beyſpiel gegeben wird. Unſere Deutſchen Fürſtinnen müßten die Bahn brechen, ihnen ſollte dieſe Angelegenheit ihres Geſchlechts als ein wichtiger Schritt zur Erhebung und ſittlicher Vervollkommnung desſelben recht warm am Herzen liegen, und ſie daher mit ihrem Beyſpiele vorangehen. Bald würde dann der Adel, der ſie zunächſt umgibt, eine Ehre darin finden, es ihnen nachzumachen; der

reiche Kaufmannsſtand würde, wie in ſo Vielem, ſo auch in dieſer Äußerlichkeit begierig dem Adel folgen, die unbemittelteren Claſſen ſich aus Überlegung gern daran ſchließen, und ſo nach und nach durch die ſtille Gewalt des Beyſpiels die ganze Nation zu Einem Sinne gebracht werden. Dann würden unſere Fürſtinnen, die ohnedieß in ſo vielem Betracht als Muſter ihres Geſchlechts uns glänzend vorſchweben, auch hierin die Lehrerinnen, ja die Beglückerinnen ihres Volkes durch vermehrte Sittlichkeit und Häuslichkeit werden.

Auf welche aber unter allen Deutſchen Fürſtinnen könnte der Blick ihrer Völker ſich mit mehr Zuverſicht und Liebe richten, als auf unſere allverehrte Kaiſerinn Louiſe! Sie, die als Gattinn, als Hausfrau und Fürſtinn gleich achtungswürdig erſcheint, die es eben ſo gut verſteht, die holdeſte Anmuth mit der erhabenſten Majeſtät zu verbinden, als mit unerſchöpflichem Sinne und dem gebildetſten Geſchmacke ihren Anzug zu wählen, ſo daß die von ihr angenommenen Formen zur Vorſchrift und Regel für alle Übrigen gelten können, Sie, unſere verehrte Kaiſerinn, die Frau des Erſten Fürſten der Deutſchen, und ſomit die Erſte der Deutſchen Frauen, ſey, wie in ſo vielen anderen Vorzügen, auch hierin unſer Vorbild. Sie

wähle mit dem, ihr eigenen Geſchmacke diejenige Altdeutſche Form der Kleidung, oder ſetze ſie aus Vielen zuſammen, die ihr die paſſendſte ſcheint; ſie ſchreibe die Abänderungen vor, die nach Rang und Alter Statt zu finden haben; ſie erneuere und verbeſſere von Zeit zu Zeit nach den Umſtänden daran. Von ihr allein wollen wir das Geſetz empfangen, ſie ſoll auch hierin unſere Herrſcherinn und diejenige ihres Geſchlechtes ſeyn, auf welche Aller Augen im Deutſchen Vaterlande ſich richten; denn ſie wird dieſes Geſetz mit Deutſchem Sinne und dem tiefen Gefühle für weibliche Würde geben, das ſich ſo klar und erhebend in jeder ihrer Bewegungen und Handlungen, wie in ihrer Art ſich zu kleiden ausſpricht. Mit Zuverſicht mag das ganze weibliche Geſchlecht unſerer Nation dieſe Angelegenheit in ihre Hände legen, ſie kann in keinen beſſeren ſeyn.

Überblick
meines Lebens.

Hundertmahl ſchon iſt das Leben einer Wanderſchaft, einer Pilgerfahrt verglichen, und dieſer Vergleich mit poetiſcherem oder unpoetiſcherem Sinn ausgeführt worden. Ohne ihn in ſeine kleinen Theile zu verfolgen, möchte ich jetzt nur bey dieſem einzigen Berührungspunct ſtehen bleiben, daß der Menſch wie der Wanderer gern manchmahl, bald aus Müdigkeit, bald aus Beſonnenheit und ſtillem Vergnügen, auf ſeinem Wege inne halten, rückwärts blicken, die durchlaufene Bahn noch einmahl in ſeinen Gedanken betrachten und überdenken mag, was er bisher erfahren, geleiſtet, gelitten, genoſſen, und wie es in und um ihn ſtehe, in dem Augenblick, wo die vergangene Zeit lebendig vor das Auge ſeines Geiſtes tritt, und er eine Art von Recapitulation derſelben zu halten im Begriff ſteht.

Gar wohl ſcheint ein ſolcher vergleichender Überblick ſich dann zu ſchicken, wenn eine bedeutende

Zeitperiode eben abgelaufen, und ein ernſtes Stufenjahr erſtiegen iſt. So eines dünkt mich nun vor Vielen das fünfzigſte Lebensjahr zu ſeyn, das ja auch in den Büchern Moſes ſchon als Hall- oder Jubeljahr zu einem ſolchen Aufhaltspuncte und zur Rückkehr aller Dinge in ihre alten Verhältniſſe beſtimmt war. Mit innigem Vergnügen blickt die Matrone zurück auf die Zeit, wo ſie als Mädchen, als Jungfrau, als junges Weib durch Gottes Segen ſich ſo manches Guten erfreut, feyert mit Wehmuth die Erinnerung an ſo viele vorausgegangene oder entfernte Lieben, und dankt der Vorſicht auch für die trüben Stunden, welche das größtentheils heitere Gemählde ihres Lebens mehr erhoben als verdunkelten.

Was ſie als Mädchen, als Tochter, als Gattinn und Mutter geweſen und erfahren, kann eigentlich nur für den nächſten Kreis ihrer Freunde und Angehörigen Werth haben; aber wie ſich ihr Geiſt ausgebildet, wie ſie das geworden, als was ſie dem leſenden Publikum bekannt iſt, könnte für die Welt doch einiges Intereſſe haben, und ſo mögen dieſe Blätter, die in etwas veränderter Geſtalt vor ein Paar Jahren geſchrieben, und in einer größeren Sammlung von Lebensbeſchreibungen deutſcher Schriftſtellerinnen (Morgenblatt im Februar

1821) zu erſcheinen beſtimmt waren, hier auch in der wahrſcheinlich letzten Ausgabe ihrer Schriften, einen geziemenden Platz finden.

Der Menſch iſt zur Geſelligkeit geboren. Nur im Umgange und Verkehr mit andern Menſchen kann er jenen Grad von Ausbildung erhalten, zu welchem ihn die Vorſicht beſtimmt, und den zu erreichen ſie ihm nebſt andern Fähigkeiten, welche ihn über das Thier erheben, auch das Organ der Sprache gegeben hat, worin vielleicht der Grund ſeiner hohen Perfectibilität liegt. Alſo nur unter Menſchen und durch Menſchen wird Jeder, was er werden kann und ſoll, und es iſt eine Betrachtung, die uns Erſtaunen und Wehmuth einflößen könnte, wenn wir bey ſcharfem Nachdenken über uns ſelbſt die Macht des guten oder böſen Beyſpiels, des Unterrichts, der geſelligen Verhältniſſe u. ſ. w., beherzigen wollten, die von unſerer erſten Kindheit an auf uns gewirkt, und das Weſen aus uns gemacht haben, welches wir nun zu unſerer Beruhigung oder — Beſchämung geworden ſind.

So hat ſich auch an der Bildung meines Gemüthes, Erziehung, Beyſpiel, Umgang allmächtig erwieſen, und ich mag wohl ſagen, daß ich den

größten Theil deſſen, was ich bin, die Richtung meines Geiſtes, was ich gelernt, geleiſtet, einer überaus ſorgfältigen Erziehung, dem Beyſpiel verehrungswürdiger Ältern, und dem Umgange mit ſchätzbaren gebildeten Menſchen verdanke, denen unſer Haus von meiner zarteſten Kindheit an zum Sammelplatze gedienet hat.

Mein mütterlicher Großvater war Proteſtant und Offizier bey einem Öſterreichiſchen Regiment, und hatte ſeine einzige Tochter, nach dem Verluſte ſeiner Frau mit beyſpielloſer Geduld und Liebe bis in ihr fünftes Jahr erzogen. Er ſtarb in Wien, wo ſein Regiment ſich damahls befand, und das ganz verwaiſete, im fremden Lande verlaſſene Kind, kam durch eine ſonderbare Fügung Gottes in die Hände der großen Kaiſerinn Maria Thereſia, wurde von ihr angenommen, und am Hofe katholiſch und ſorgfältig zu ihrem perſönlichen Dienſte erzogen. Dieſen trat meine Mutter auch bereits in ihrem dreyzehnten Jahre an, und verſah ihn mit großer Pünctlichkeit und Einſicht, ſowohl als Vorleſerinn als in Rückſicht des Putztiſches, der ihrer Sorge größtentheils anvertraut war, zur Zufriedenheit ihrer erlauchten Gebietherinn durch viele Jahre, bis mein Vater ihr ſeine Hand both, der ſich ihr weniger durch eine ſchimmernde Außenſeite als durch eine

unendliche Herzensgüte, gründlichen Verstand und ausgebreitete Geschäftskenntnisse, schätzens- und liebenswerth machte. Diese Verbindung brachte auch ihn seiner Monarchinn näher, seine Verdienste wurden von ihr erkannt, sie beehrte ihn mit ihrem vorzüglichen Vertrauen und erhob ihn zur Würde eines Hofraths und geheimen Referendarius, welcher damahls, vor mehr als vierzig Jahren, von bedeutendem Einflusse war.

Dieser Posten, sein eigenes Vermögen, seine Achtung für höhere Bildung, sein Geschmack an Musik und geselliger Unterhaltung, endlich meiner Mutter lebhafter, nach Kenntnissen dürstender Geist, sammelte bald gebildete Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen um meine Ältern. Ihre Cirkel waren glänzend, Höhere und Gleiche, Einheimische und Fremde drängten sich um sie. Jeder fand nach seiner Art in vielfachen Bekanntschaften, in geselligen Unterhaltungen, im Zusammentreffen mit bedeutenden Menschen seine Rechnung. Die meisten einheimischen, viele fremde durchreisende Gelehrte, unter denen ich vorzüglich den Freyherrn von Nicolai aus Petersburg, und den sehr liebenswürdigen Georg Forster — den Weltumsegler — nennen muß, weil diese meinen Ältern durch Freundschaft näher standen, besuchten unser Haus, wozu

der Umstand später noch beytrug, daß mein Vater zweymahl das Referat über das Schul- und Studienwesen führte, und daher in officielle Berührungen mit mehreren Professoren und Literatoren kam.

Ich wurde im Herbste des Jahres 1769 geboren. Meine Kindheit und erste Jugend verfloß unter den gedachten Umgebungen, neben einem Bruder, der um drey Jahre jünger war als ich, nachdem drey andre Geschwister, vor und nach uns geboren, ins Grab gesunken waren. Fast die meisten berühmten Männer aus jener Periode des aufsproßenden Geistes in Österreich, geweckt durch den Funken, der aus Kaiser Josephs Genius in dasselbe fiel, kann ich als sehr fleißige Besucher, oder wenigstens als bessere Bekannte unseres Hauses nennen. Sonnenfels, dem sein Vaterland unendlich mehr verpflichtet ist, als es vielleicht erkennt, Denis, Abbate Metastasio, Mastalier, Haschka, Alxinger, Abbate Maffei, dessen mathematisches Genie größtentheils die Österreichische Artillerie auf den bedeutenden Punct erhoben hat, den sie jetzt behauptet, Freyherr von Jaquin Vater und Sohn, die Professoren Well, Wollstein, Ekhel, Dr. Stoll, Ratschky, Leon, Blumauer, Hofstäter, die Freyherrn

von Sperges und van Swieten gehörten unter die öfteren oder seltneren Erscheinungen im Abendcirkel oder am Tische meiner Ältern. Heiteres geistreiches Gespräch, literarische und politische Neuigkeiten, alles, was im Gebiethe der Künste, besonders der Musik, wozu mein Vater mich vorzüglich anhielt, die aber bey mir nie zur Liebhaberey wurde, Neues erschien, ward bey uns gezeigt, gelesen, oder doch besprochen. Und wenn wir gleich als Kinder und heranwachsende junge Leute, zur Bescheidenheit erzogen, uns nie einfallen ließen, mitzureden, so hörten wir doch zu, wenn Kluge Kluges sprachen, und mancher Saamen fiel in die jungen Gemüther.

Als mein Bruder beym Hofmeister Latein zu lernen anfing, hießen meine Ältern mich auch diese Stunden besuchen, und besonders suchte Herr Haschka, der damahls in unserm Hause wohnte, mir Liebe für diese Sprache einzuflößen. Sie zog mich auch bald an, und ich fing an, ihre Schönheit und Kraft zu ahnen. Nun lasen Haschka und Alxinger die Classiker mit sorgfältiger Wahl und belehrenden Bemerkungen mit mir, sie führten mich, da ich schon früher einige kindische Versuche im Dichten gemacht hatte, in die Grundsätze der schönen Wissenschaften ein, sie lehrten mich Deut-

sche und ausländische Dichter begreifen, wie ich denn überhaupt diesen treuen Freunden meiner Ältern, und Herrn von Leon, jetzt Custos an der k. k. Bibliothek, den größten Theil meiner Anleitung zur Ästhetik verdanke. In der Religion, Geschichte und Naturgeschichte war der verstorbene Herr Bischof von Linz Joseph Gall, einer unserer verdientesten Geistlichen, noch als Catechet an der Normalschule, mein Lehrer, und auch die übrigen Freunde, wie Doctor Stoll, Abbate Maffei, Professor Mastalier gaben sich gütig mit der heranwachsenden Tochter ihrer Freunde ab, und pflanzten manchen Keim in den empfänglichen Grund meines Gemüthes.

Unter allem, was ich zu lesen bekam, zog mich nichts so sehr an, als geistliche und Hirtengedichte. Geßners Idyllen, sein Tod Abels, Miltons verlornes Paradies, die Noachide, und später die Messiade wirkten mit großer Gewalt auf mich. Die letzte habe ich seit meinem zwanzigsten Jahre fast alljährlich durchgelesen; denn von allen Schriftstellern aus der frühern Periode unserer Literatur haben Klopstock und Herder den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und, wenn ich so sagen darf, die Richtung meines Geistes bestimmt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich aber noch

jetzt, nach mehr als dreyßig Jahren, lebhaft des Abends, wo zuerst bey uns eine Idylle von Voßens Luise, das Fest im Walde, in der ersten, aber vielleicht frischeren Jugendgestalt, wie sie dem Geiste des Verfassers entsproßt war, vorgelesen ward. Das war meine Welt; dieß heitre, in sich selbst beruhende, still abgeschloßne, von Armuth wie von Überfluß entfernte, und durch religiösen Sinn geheiligte Leben einer frommen Familie auf dem Lande! Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen (ein zu bald, über manchem weniger Guten vergeßner Roman) bildete diese Ideen weiter in mir aus, und die Frau eines Landpfarrers, wie Pastor Groß in jenem Roman, oder wie Arnold Ludwig Blum in der Luise zu werden, war das Ideal menschlicher Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, und scheint mir noch jetzt ein höchst wünschenswerther Zustand.

Unterdessen ging aber auch der Unterricht in ernsteren Gegenständen vorwärts. Nebst dem Latein lernte ich die lebenden Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch, um ihre besten Schriftsteller lesen und genießen zu können. Zur Belustigung und zur Übung eines trefflichen Gedächtnisses, das die Natur mir gegeben, lernte ich jeden

Tag etwas auswendig, und noch jetzt könnte ich viele aus Gellerts Fabeln und geistlichen Liedern, so wie aus Bürgers und Stollbergs Romanzen, hersagen, welche ich mit meinem Bruder, als ein ziemlich wildes Mädchen, dem es an weiblichen Spielgefährten gebrach, bald recitirte, bald mimisch darstellte.

Aber die Jahre der Kindheit und ersten Jugend waren vorüber. Ich trat in die Welt und in den Kreis weiblicher Pflichten ein. Meine Mutter, die über die Bildung des Geistes die viel nöthigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben, und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten, und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Doch gönnte sie es mir gern, mich in Mussestunden mit Lesen, Dichten und Musik zu beschäftigen. Diese letztere wurde in unserm Hause, nach dem Wunsche meines Vaters, viel getrieben, der große Mozart, obwohl nicht mein Lehrmeister, schenkte mir manche Stunde, ich hatte oft Gelegenheit ihn spielen zu hören, und mich nach seiner Anweisung zu vervollkommnen. Aber die größte Lust gewährte es mir, mich im Reiche der Phantasie zu ergehen, und Idyllen nach den Vorbildern, die ich vor

mir hatte, erſt im Geßnerſchen, dann im Voſſiſchen Ton zu verſuchen. Mitunter dichtete ich auch Lieder, Balladen, überſetzte aus fremden Sprachen, und wurde endlich durch meine Liebe zu ländlicher-Stille, und meine Aufmerkſamkeit auf die Pflanzenwelt und die Natur um mich her dahingeleitet, eine Art Verhältniß zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt, und gemeinſchaftliche Geſetze, die in beyden walteten, zu bemerken, und in Betrachtungen auszudrücken. So entſtanden die Gleichniſſe, welche ich, aber bloß im Manuſcript meiner liebſten und älteſten Jugendfreundinn, Fräulein Joſepha von Ravenet, zueignete, mit der mich ſeit mehr als dreyßig Jahren ein feſtes Band der Freundſchaft ſo wie eine völlig gleiche Geſinnung verbindet.

Mein Bruder, einer der beſten Menſchen, die ich je gekannt, ein warmer Freund alles Guten und Wahren, hatte ſich um dieſe Zeit (in den Jahren 1791 — 1792) mit einigen Jünglingen ſeines Alters, mit denen er in Geſchäfts- und geſelligen Beziehungen ſtand, und wovon die meiſten, welche nicht ein allzufrüher Tod, wie den guten Bruder ſelbſt, hingeriſſen, jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, zu einer literariſchen Geſellſchaft verbunden, deren Zweck es war, ſich für ihre künf-

tige Beſtimmung als Staatsbeamte, und überhaupt zu veredelten Menſchen auszubilden. Sie ſchrieben kleine Aufſätze über philoſophiſche oder politiſche Gegenſtände, laſen ſie ſich gegenſeitig vor, beurtheilten ſie ſchriftlich, und verbanden ſo in ihren freundſchaftlichen Zuſammenkünften heitern Genuß mit wiſſenſchaftlichen Zwecken. Mich reizte dieſe Beſchäftigung; ohne meinen Nahmen zu unterzeichnen, ohne perſönlich in jenen Geſellſchaften zu erſcheinen, übergab ich meinem Bruder auch Aufſätze über jene aufgegebenen Gegenſtände, die nicht außer meiner Sphäre lagen, und unterwarf mich der ſtrengen Kritik der Mitglieder. Dieſer Übung im richtigen Auffaſſen, Beleuchten und Entwickeln der Begriffe, in grammaticaliſcher Strenge der Sprache, und zierlicher Reinheit des Styls, verdanke ich einen großen Theil meiner ſchriftſtelleriſchen Ausbildung; aber ich verdankte dieſem Vereine edler junger Männer noch mehr, die nähere Bekanntſchaft mit meinem Gemahl. Auch er war einer der Jugendfreunde meines Bruders und ein Mitglied jener Geſellſchaft. Ich lernte in ſeinen Aufſätzen ſeinen richtigen Verſtand, ſein feines Gefühl, ſeine tiefe Gluth für alles Gute, für das Wohl ſeines Vaterlandes und der Menſchheit kennen und ſchätzen. Unſere Herzen begegne-

ten ſich in mancher gleichen Empfindung, in mancher übereinſtimmenden Anſicht auf eine überraſchende Art in unſern Aufſätzen. Wir fingen an, uns zu lieben, meinen Ältern war dieſe werdende Neigung kein Geheimniß, ſie ſahen ſie wachſen und ſegneten ſie, und ich ward im May des Jahres 1796 ſein glückliches, noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, von ihm zärtlich geliebtes Weib. Anderthalb Jahre darauf erfreute uns die Geburt eines wohlgebildeten Mädchens, die aber unſer einziges Kind blieb. Einige Monathe nach ihrer Erſcheinung verehlichte ſich mein Bruder mit einer meiner Jugendgeſpielinnen, und kurz darauf ſtarb unſer guter Vater, nachdem er mehrere Monathe gekränkelt hatte, im Junius 1798. Nun blieben wir zwey jungen Paare bey meiner Mutter, und machten nur Eine Haushaltung aus, in einem bequemen Hauſe einer anmuthigen Vorſtadt, das in ſeinem geräumigen Garten, und einer der ländlichen ſich nähernden Lebensweiſe mir eine entfernte Verwirklichung meines Jugendwunſches both, und das wir noch bewohnen, da meines Mannes Geſchäfte, als Regierungsrath, ihm nicht erlauben, den Sommer ganz auf dem Lande zuzubringen.

Nicht im Äußern meiner Verhältniſſe, aber ir

meinem Leben als Dichterinn, begann nach meiner Verheirathung eine neue Periode. Mein Mann hatte so viele Freude an meinen kleinen Versuchen, daß er mich überredete, die Gleichnisse, welche er unter meinen Papieren gefunden und mit Interesse gelesen hatte, zu überarbeiten und herauszugeben, weil er dafür hielt, daß dieß Buch, besonders jungen Personen meines Geschlechtes, nützlich werden könnte. Ich erschrack vor diesem Gedanken. Außer einigen Kleinigkeiten hier und da in Almanachen war nie etwas von mir gedruckt erschienen, und diese hatten nur geringe Ansprüche gemacht. Nun aber sollte ich mit einer gewissen Anmassung auftreten, ein eignes Bändchen unter meinem Nahmen erscheinen lassen, mich in die Reihe der Autoren stellen! Es schien mir unmöglich; und nur nach langer Prüfung, und nachdem ich das Manuscript dem Urtheil einiger würdigen Gelehrten und vertrauten Freunde unterworfen und ihre aufmunternde Beystimmung erhalten hatte, erschien es zuerst im Jahre 1800. Es ward besser aufgenommen als ich gedacht hatte. Klopstock selbst, mit welchem meine Mutter, so wie mit Lavater, früher in einem Briefwechsel gestanden, der nur ihrer schwachen Augen willen aufgegeben wurde, schrieb nach langer Unterbrechung über diese Gleichnis-

ſe einen ſehr freundſchaftlichen Brief an ſie, und freute ſich dieſer Erſcheinung. Eben ſo erhielt ich einige Jahre ſpäter vom Freyherrn von Nicolay ſehr ehrenvolle Briefe, und das Geſchenk eines ſeiner Werke, da er ſich mit Vergnügen bey Erſcheinung meiner Arbeiten der Frau erinnerte, welche er während ſeiner Anweſenheit in Wien 1782 als Kind oft geſehn hatte.

Dieſer günſtige Erfolg erweckte in mir die Luſt, mich an etwas Anderem zu verſuchen, und einen kleinen Roman zu ſchreiben. Ein Traum, (wie denn überhaupt viele meiner Erzählungen ihren Urſprung aus irgend einer kleinen Veranlaſſung, Anekdote — Traum — Bild — herleiten) gab mir die Idee zum Olivier, der zuerſt aus Scheu in einem Almanach unter fremdem Nahmen erſchien, und unter dieſer Hülle in demſelben Blatte arg mitgenommen wurde, in welchem er zwey Jahre darauf, als er mit meinem Nahmen einzeln abgedruckt wurde, viel Lob erhielt. Ich führe dieß nur beyher an, um zu zeigen, was ich mit Grund von jeher von Recenſionen, wie ſie gewöhnlich ſind, hielt, und zu halten Urſache hatte, obwohl ich für meine Perſon mich nicht über dieſe Herren zu beklagen habe, die größtentheils ſehr artig mit mir verfuhren.

Nach einem größern Plan, aus heitern und trüben Erinnerungen meiner Jugend, aus manchen Charakterzügen und Gestalten, welche mir vorgekommen waren, mit jener Abänderung, welche die poetische Idealisirung zur Pflicht macht, entstand im Jahre 1803 Leonore. Ihr folgte, weil mein Mann es wünschte, und weil seine Freude an meinen Arbeiten mich hauptsächlich dazu antrieb, bald ein Bändchen der Idyllen, die ich meistens lange vor meiner Verheirathung gedichtet. Bald darauf erschien Ruth, die ich in einem sehr angenehm zugebrachten Winter zugleich mit Herrn Carl Streckfuß (bekannt durch frühere Werke und jetzt durch seine meisterhafte Übersetzung des Ariost) der damahls in unserm Kreise lebte und eine Zierde desselben war, und gleichsam zur Wette mit ihm dichtete.

Um diese Zeit im Jahr 1804 verlor ich meinen edlen Bruder nach einer langen sehr schmerzhaften Krankheit, nachdem auch ihm ein Paar Jahre früher seine sehr geliebte Frau der Tod entrissen, und die Wunden, welche jener Verlust schlug, nie ganz geheilt worden waren.

Der Nahme, welchen mir jene Arbeiten verschafften, und die Neigung meiner Mutter, welche auch die meinige war, gebildete Menschen um

uns zu versammeln, hatten mittlerweile einen neuen Kreis sehr schätzbarer Männer um uns gezogen. Baron von Hormayr, Hofrath von Collin und sein Bruder, Regierungsrath von Ridler, Herr Director Vierthaler, Freyherr von Türkheim, Hofrath von Hammer, Director Füger, Herr Streckfuß, dessen ich schon erwähnte, und andre so wohl hiesige als fremde Gelehrte, oder sonst sehr gebildete Menschen schloßen sich bald durch gesellige oder auch freundschaftliche Bande an uns. Baron von Hormayr führte mich in das, von mir bisher nicht genug beachtete, Gebieth der Geschichte ein, er lehrte mich mein Vaterland mit ganz andern Blicken betrachten, er veranlaßte mich so wie mehrere seiner Freunde, uns vorzüglich mit der Geschichte Österreichs zu beschäftigen, und die Gegenstände unserer Arbeiten aus derselben zu wählen. So entstanden meine meisten Romanzen und manche Erzählungen, und so wurzelte auch die Liebe zu meinem Geburtslande, dessen schönste Epoche unter Maria Theresia und Joseph II. mit der goldenen Zeit meiner Jugend zusammenfiel, und zu dem Fürstenhause, dessen hohe schöne Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschwebten, wo ich mit

meiner Mutter oft nach Hofe gekommen war, tief in meiner Seele.

Noch während der Lebzeit meines Bruders, und oft an seinem Schmerzenslager, um ihn zu zerstreuen, hatte ich Gibbons Geschichte vom Verfall des römischen Reiches gelesen, und war von den kalten Ansichten, den schneidenden Urtheilen des sonst sehr geistreichen Verfassers über unsere christliche Religion tief verletzt worden. Der Wunsch, eine Geschichte zu erfinden, in welcher durch die Anordnung der Begebenheiten und die Richtung des Ganzen die Wahrheit ans Licht gestellt würde, welche eine unpartheyische Betrachtung der Geschichte uns lehrt, daß nähmlich das Christenthum höchst wohlthätig und beglückend auf die Veredlung der Menschheit gewirkt hat, gab die Veranlassung zum Agathokles. Ich arbeitete über zwey Jahre daran, und er erschien 1808.

Das folgende Jahr 1809 war zu stürmisch für mein Vaterland, und daher zu schmerzlich für mich, als daß es irgend etwas von Bedeutung hätte in mir hervorbringen sollen. Aber im Winter 1810, nachdem jene Unglücksstürme vertobt hatten, und wir den traurigen Zustand unsers Vaterlandes mit Wehmuth betrachten konnten, regte jene allgemei-

ne elegiſche Stimmung auch mich an, und ich ſchrieb die Grafen von Hohenberg, deren Elemente aus der Geſchichte, den Gegenden und Sagen Öſterreichs zuſammengeſetzt ſind, und die die Anſichten jener Zeit und ihre düſtern Schatten, durch den Ton, der in ihnen herrſcht, beurkunden.

Schon lange hatte mein Mann gewünſcht, daß ich einmahl etwas dramatiſches zu ſchreiben verſuchen ſollte. Mir ſchien dieſe Form die ſchwierigſte; dennoch überwand der Wunſch, ihm Freude zu machen, meine Furcht, und ich arbeitete faſt ein Jahr lang an dem Trauerſpiel Germanicus, deſſen Fehler ich jetzt ſehr wohl einſehe, und weiß, was ihm gebricht, um theatraliſchen Werth zu haben. Mit der größten Vorſicht und unter dem ſtrengſten Geheimniß wurde es der Direction überreicht, und im December 1812 im k. k. Burgtheater aufgeführt. Der zwar nicht rauſchende aber darum unpartheyiſche Beyfall, den es dennoch erhielt, munterte mich auf, auf dieſer Bahn fortzuſchreiten, und ſo begann ich im verhängnißvollen Sommer von 1813 das Trauerſpiel: Heinrich von Hohenſtauffen. O wie viel heiße Thränen floßen dem Schickſal Deutſchlands und meines Vaterlandes während der Beſchäftigung mit den vier erſten Acten! Die Nachricht von dem

Siege bey Kulm richtete zuerst den gesunkenen Geist wieder auf, und ich endigte den fünften Act im Vorgefühl des Triumphs. Diesem Stücke ward eine Ehre und Aufnahme, deren sich nicht leicht ein Anderes erfreuen konnte; denn die Direction war so gütig, es zur Benefizvorstellung für die in der Leipzigerschlacht verwundeten Krieger, drey Tage nach der Ankunft des Couriers, während ganz Wien im Taumel der Freude schwamm, und halb Europa in unsern Jubel einstimmte, mit großer Feyerlichkeit aufführen zu lassen. Die vollständige Erleuchtung des Schauspielhauses, das Bild des Monarchen, welches während des Prologs auf dem Theater stand, die Anwesenheit des ganzen übrigen Hofes, das Lied: Gott erhalte den Kaiser, das unter dem ungestümsten Vivatrufen abgesungen wurde, Alles stimmte die Gemüther im Voraus günstig, das Stück wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, jede einer Deutung fähige Stelle aufgefaßt, und so konnte ich wohl sagen: die mit Thränen säeten, werden mit Frohlocken ernten.

Eine günstige Verkettung der Umstände brachte mich auch in freundliche Verhältnisse mit den meisten und vorzüglichsten Schriftstellerinnen meines Vaterlandes. Frau von Batsany, mehr

und früher unter ihrem Familiennahmen Fräulein von Baumberg bekannt, war in meiner Jugend eine meiner liebsten Gefährtinnen; ihre nachmahligen Schicksale führten uns auseinander. Späterhin lernte ich Frau von Weissenthurn, Freyinn Maria von Bay, Frau von Neumann und Fräulein Thereſe von Artner, in der literarischen Welt bekannt unter dem Nahmen Theone, kennen und achten, und mit der letzten verband mich eine wunderbare Übereinstimmung der Gemüther zu einer innigen Freundschaft. In allen diesen Frauen lebte jene Achtung für echte Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ordnung, welche allein, nach meinem Gefühl, weiblicher Schriftstellerey ihren wahren Werth und den Freybrief gibt, unter welchem sie sich, ohne gerechten Tadel zu fürchten, der Welt zeigen darf.

Noch hatte bis zum Jahr 1815 der gütige Himmel meiner trefflichen Mutter das lange ehrenvolle Leben in ziemlich heitern Schicksalen gefristet, bis sie, die die Stürme des Vaterlandes mitgetragen, auch seine Rettung und seinen erneuerten Glanz wieder gesehen. Sie starb im Jänner des obengenannten Jahres, bey übrigens vollkommner Gesundheit, und im Besitz aller ihrer reichen geistigen Kräfte, geachtet und verehrt

von Allen, die ſie gekannt, ganz ſo, wie ſie es oft gewünſcht, an einem Schlagfluß, mitten in dem regen freudigen Leben, welches der Congreß zu Wien verbreitete, deſſen mancherley Annehmlichkeiten durch intereſſante Bekanntſchaften und lebhafte Geiſtesanregungen ſie noch in ungeſtörter Heiterkeit genoſſen hatte.

Seitdem habe ich manche Erzählung, einige dramatiſche Arbeiten, und bey geſelligen und öffentlichen Veranlaſſungen manches kleine Gedicht gemacht, und die Sammlung meiner Arbeiten iſt in vier und zwanzig Bänden erſchienen. Meine letzte größere Arbeit bis jetzt, und wahrſcheinlich wohl für mein Leben, welches ſich ſchon jenem Alter naht, wo man ſich freywillig ein Ziel ſtecken ſoll, um ſich nicht ſelbſt zu überleben, war der Roman in vier Bänden: Frauenwürde, in welchem ich manche Beobachtung und Erfahrung meines ziemlich langen Lebens ebenfalls mit Veränderungen niedergelegt habe, welche Klugheit und poetiſche Behandlung unerläßlich machten. Möchte er das Gute ſtiften, welches ich dabey beabſichtigt, und, indem ich ihn durch die zweyte Hälfte das Motto aus Schillers Braut von Meſſina: Der Übel größtes aber iſt die Schuld, gleichſam zum Gegenſtücke des Aga-

thokles bestimmt habe, auf dem die erste Hälfte jenes Spruches steht, mir auch so viele Freude und Beruhigung, wie dieser gewähren, aus welchem manches leidende Gemüth, wie mir zu oft schriftlich und mündlich versichert worden ist, als daß ich es bloß für Schmeicheley halten sollte, Trost, manches zweifelnde Ruhe geschöpft hat, und manches gute Herz mir in der Ferne gewonnen ward!

Zwey Briefe
über
die Stoa und das Christenthum.

I.

Lucidor an Adraſt.

Es war eine Zeit, mein verehrter, väterlicher Freund, wo das Wohlwollen des Himmels mir vergönnte, in Ihrer Nähe leben, mit jedem Zweifel oder Anliegen meines unerfahrenen Herzens zu Ihnen flüchten, und mir bey Ihnen Rath und Beruhigung hohlen zu können. Dieſe wahrhaft ſchöne Zeit iſt vorbey, ich bin Ihrer unmittelbaren Leitung entwachſen, und nun ſollte ich doch meinen, das Bedürfniß dieſes Rathes hätte mit jener Epoche aufgehört; der Jüngling, der ſeinen Standpunct in der Welt bereits erkohren, ſeinen Wirkungskreis eröffnet hat, ſollte auch in moraliſcher Hinſicht allein ſtehen, und in der eignen Bruſt den Gott ſuchen und finden, der ihn in jedem vor-

kommenden Falle ſicher und feſt durchs Leben leiten könnte. Das hoffte und glaubte ich auch, und glaubte es um ſo ſicherer, als ſchon in früherer Jugend, ſobald ich mich unter Ihrer Anleitung mit den Alten vertraut gemacht hatte, jene Philoſophie und Anſicht der Welt und unſeres Verhältniſſes gegen den Urheber des Ganzen mich unwiderſtehlich angezogen, und gleichſam alle meine Seelenkräfte gefangen genommen hatte, in welchen ich die feſteſte und unwandelbarſte Richtſchnur für mein ganzes Leben zu finden, und ſie ferner practiſch auszubilden, und in meinen Handlungen darzuſtellen mir mit Zuverſicht ſchmeichelte. Die Stoa war es, deren ſtrenge und erhabene Lehren mein damahls noch unerfahrnes Gemüth blendend anſtrahlten, deren ernſte Forderungen mich hinriſſen, deren glänzende Bilder von menſchlicher Würde, und den Kräften, welche in uns liegen ſollten, mir ein ſchmeichelhaftes Gefühl meines eigenen Vermögens, und indem ſie unendlich viel von der ſterblichen Natur forderten, ihr eben dadurch die Gewährleiſtung ihrer eingebornen Kraft, und hohen Beſtimmung gaben. Unterwürfig gegen jene unbekannte Macht, die das Weltall nach eigenen, von ihr ſelbſt gegebenen und unabänderlichen, Geſetzen regiert, und welche abwechſelnd Schickſal, Vorſicht genannt wurde; übev-

zeugt, daß ich auf nichts zählen konnte, was außer mir lag, und nicht von meinem Willen abhing; gestählt gegen das Glück, das mir nichts von dem rauben konnte, was wahrhaft mein war; nicht unempfindlich aber unüberwindlich gegen den Schmerz, den ich für kein wahres Übel erkannte, kämpfte ich muthig, aber oft mühevoll, gegen die Verlockungen der Sinnlichkeit, die Verführungen fremden Beyspiels, die eigene Schwäche des Temperaments und der Leidenschaften, nahm mein Gefühl unter der strengen Nothwendigkeit gefangen, gestattete mir keine Klage, und hielt mich für keine Ausnahme von den ernsten Gesetzen, denen Alles unterworfen ist, was sterblich ist, achtete in meinen Nebenmenschen die Würde der menschlichen Natur, betrachtete die Güter der Welt, selbst die edelsten und besten, wie Freundschaft und Liebe, als ein geliehenes Gut, das das Schicksal wieder fordern konnte, wie es sie gegeben, und hielt mich in stiller Vergegenwärtigung dieses möglichen Verlustes, zur willigen Entsagung bereit. Den Tod fürchtete ich nicht; denn er war mir entweder der Geburtstag der Ewigkeit, oder wenigstens das Ende aller irdischen Mühseligkeiten, und ich glaubte ihn auf keine Art vermeiden zu müssen. So meinte ich für mein Wohlseyn auf dieser Welt,

und meine Hoffnungen nach dem Tode mit gutem Erfolge gesorgt und meine Seelenruhe, diese würdigste und allein ziemende Stimmung des Weisen, am besten befestigt zu haben. Ich war nicht glücklich; aber sollte das der Staubgeborne seyn? Indessen glaubte ich doch ruhig und mit mir selbst Eins zu seyn.

Vor der christlichen Religion, in welcher ich erzogen, und in früher Kindheit sorgfältig unterrichtet war, lebte eine tiefe Ehrfurcht in meiner Brust; doch hatte ich sie seit jener Zeit nur in ihren Hauptzügen betrachtet, ohne mich um den Grund ihrer Lehren und ihre eigenthümlichen Forderungen viel zu bekümmern, indem ich diesen im Allgemeinen durch Gott fürchten, Recht thun und Niemand scheuen ein volles Genüge zu leisten vermeinte, und in den Grundsätzen jener philosophischen Secte, zu welchen meine ganze Individualität sich mächtig hinneigte, keinen Widerspruch mit ihren Lehren im Allgemeinen fand. Es war der Geist der Zeit, der mich damahls, wie alle meine Zeitgenossen, beherrschte. Ich bekannte mich zur christlichen Religion, weil ich in derselben geboren worden war, weil meine Vorväter, weil meine Mitbürger sich dazu bekannten, und ich hätte mich, wie ich damahls glaubte, mit eben der

Ruhe und dem Nutzen für mein Seelenheil auch in der mohamedaniſchen Religion befinden und betragen können, wenn es das Schickſal gewollt hätte, daß ich in Conſtantinopel geboren worden wäre. Ich wußte ja — Religion, Erfahrung und Bewußtſeyn ſagten es mir — daß Gott nicht auf's Äußerliche ſieht, daß in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm, und nur die Schuld der Übel Größtes iſt.

So durchlebte ich, frey, ſicher, und mit mir ſelbſt einſtimmig, die Jahre des Erkennens, Strebens und rühriger Wirkſamkeit auf den Univerſitäten, unter kräftigen Gefährten und lebensmuthigen Freunden, welche alle, mehr oder minder deutlich, nach Charakter und Bildungsſtufe ihres Geiſtes, ſich zu demſelben Syſteme bekannten, und es in einer rüſtigen Weltanſicht und Lebensweiſe befolgten. Damahls waren Sie noch Zeuge meines Thuns und Denkens, ließen mich gewähren, Geiſt und Gemüth ſich frey entfalten, und hatten früher denſelben Grundſätze gegeben, die Sie, das wird Ihnen mein Herz ewig danken, keine ſchädliche Richtung fürchten ließen, indem zugleich in ſchwierigen Fällen Ihre freundſchaftliche Theilnahme wie Ihr väterlicher Rath mir immer nahe und zugänglich war. Goldne Zeit einer friſchen, kräftigen Ju-

gend und innerer Sicherheit! Wie ein verſchwundenes Paradies liegt ſie hinter mir!

Zurückgekommen aus dieſem bewegten Leben, unumſchränkter Herr meines Vermögens, in die bürgerliche Wirkſamkeit meines Berufs eingetreten, in meiner Vaterſtadt von tauſend früher beſtandenen, oder jetzt erſt angeknüpften Beziehungen und Berührungen angeſprochen, fing ich an, in der neuen Welt, die mich umgab, mich umzuſehen. Andere Sitten, andere Anſichten, als die mich auf der Univerſität umgeben hatten, gewahrte ich von allen Seiten, und mit Erſtaunen, ja im Anfange mit Widerwillen bemerkte ich den überall vorſchlagenden Geſchmack der Zeit für tiefere Religionsbegriffe, ja für Myſticismus, den wir Burſche ſo oft im Spott von dem Engliſchen Mist (Nebel) abzuleiten gepflegt hatten. Mißbilligend wandte ſich mein Geiſt, an Philoſophie und freye Unterſuchung gewohnt, von dieſer auf blinder Unterwürfigkeit und unentwickelten Gefühlen beruhenden Zufriedenheit der Gemüther ab. Ich wollte nichts von alle dem wiſſen, ich ſuchte es zu bekämpfen, wo es mir entgegen trat, und in dieſem Kampfe ſelbſt ward es, durch die Beſchäftigung meines Geiſtes damit, dennoch unwillkührlich ein Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit, meiner Unterſuchung.

Geiſtreiche, würdige Männer traten zuweilen als meine Gegner auf, welche mir bisher ganz unbekannte Ausſichten, wie in eine mir gleichſam fremde Welt überirdiſcher Hoffnungen, frommen Friedens, und innigeren Umgangs mit der Gottheit öffneten. Es wurde mir klar gemacht, daß derjenige, der über ſo Manches, was ihm ferne gelegen, reif und ſtreng nachzudenken für ſeine Pflicht gehalten hatte, ſich nicht der viel höheren entziehen könne, auch dasjenige ſeiner ernſteſten Unterſuchung zu würdigen, was für jeden denkenden Menſchen das erſte und wichtigſte ſey, unſer Seelenheil, wie die Frommen ſprechen — die Auseinanderſetzung unſerer Beſtimmung hiernieden, und unſers wahren Verhältniſſes zur Gottheit und zu dem großen Ganzen, wie der Philoſoph ſagt. Man gab mir Bücher, man redete darüber mit mir, Gedanken erwachten, verklungene Gefühle wurden laut, manches Bild frommer Kindheit kehrte zurück, und bald fand ich mich umfangen von Begriffen und Empfindungen, die theils neu zu mir gekommen, theils alt, und wie aus tiefem Schlafe erwacht, hell und doch verwirrend vor mir ſtanden. Ich ſah meine bisher treue Begleiterinn, die ſtoiſche Philoſophie, unwillig in ihren rauhen Mantel gehüllt, aus dieſem Kreiſe blinden

Glaubens und ſclaviſcher Demüthigungen ſich entfernen. Sie konnte nicht mehr bleiben, ihr Scheiden that mir weh, und durfte ich es verhindern? Es erhob ſich ein Kampf in mir, der noch nicht geſchlichtet iſt, und den allein zu ſchlichten ich mich außer Stand fühle. Das iſt es nun, warum ich zu Ihnen komme, um, wie ich am Eingange meines Briefes ſagte, das alte Verhältniß zu erneuern, und jetzt, wo ich allein ſtehen, und meine innere Ruhe längſt begründet haben ſollte, wieder bey Ihnen Rath und Hülfe zu ſuchen.

Ich erkenne, daß es nicht mehr beym Alten bleiben kann. Das Chriſtenthum iſt mir in einem Lichte, in einer Würde und ſtrengen Hoheit erſchienen, worin ich es früher nicht gekannt, wovon in meiner Kindheit nur fragmentariſche Ideen, einzelne Strahlen, wenn ich ſo ſagen darf, in das Dunkel meiner Seele fielen; aber doch feſt genug hafteten, um jetzt wieder in alter Klarheit hervorzubrechen, und ein ganzes Gefolge verklungener Gefühle mitzubringen, die mit ihnen erwacht waren. Ich kann mich dieſem Lichte nicht entziehen, das in mein geiſtiges Auge dringt; ich kann nicht läugnen, was ſeit achtzehnhundert Jahren überzeugend genug ſeine Kraft zur Veredlung und Beruhigung der Menſchheit erwieſen, was in ſeinen Grundzü-

gen zu bezweifeln mir ohnedieß nie eingefallen war, und was eigentlich Niemand bezweifeln kann, der nicht allem hiſtoriſchen Glauben den Abſchied geben, und einen Skepticismus einführen wollte, den man ſich bey keiner andern Wiſſenſchaft erlauben, und durchaus im Verkehr des gewöhnlichen Lebens unſtatthaft finden würde. So weit war ich leicht zum Einverſtändniß und zur Billigung alles deſſen, was mir Menſchen und Bücher ſagten, zu bringen. Aber nun ging es weiter. Auf dieſen Grundlagen wurde ein Syſtem aufgeführt, zu fordernd, zu demüthigend, als daß es dem Lehrling der Stoa hätte gefallen können, und zu conſequent, als daß es nicht der Verſtand, trotz allen Einwendungen, welche vorgefaßte Gunſt und Meinung machten, hätte gelten laſſen, und noch bewundern müſſen. Welche Folgerungen und mit welcher Strenge man ſie daraus zieht, zeige ihnen folgende Stelle, die ich im deutſchen Muſäum, Jänner 1812, über Fr. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung gefunden.

„— — — — Die ſtoiſche Tugend, durch welche der vollkommene Mann im Bewußtſeyn der eigenen Kraft ſich ſelbſt bezwingt und beherrſcht, der Natur getreu und dem Schickſale gehorchend,

die Gottheit in der eigenen Bruſt verehrend, nur im Bewußtſeyn und im innern Hochgefühl den Lohn ſuchend, und, wo dieß verſagt iſt, durch einen ſelbſtgewählten Tod ſich ſelbſt befreyend, — und die chriſtliche Frömmigkeit, welche in Demuth und Ergebung, voll ängſtlicher Sehnſucht und kindlicher Furcht auf höhere Mithülfe und göttliches Mitleid vertrauend, ſich ſelbſt zu entfliehen, und die verlorne Seligkeit wieder zu erlangen trachtet, Beyde ſind eben ſo verſchieden, wie das alte Fatum, ein nothwendiges Weſen ohne Perſönlichkeit und ohne Mitgefühl, und der lebendige Gott der Gerechtigkeit und der Gnade, mit welchem das Chriſtenthum uns in Verbindung ſetzt, eben ſo verſchieden, wie ein eitles Wiſſen, das ſich in leeren Formen und Formeln aufbläht, und das Ahnen Gottes in einem erleuchteten Geiſte, und ſein Hinblicken und ſich Verlieren in die unerforſchten Tiefen ſeiner Barmherzigkeit, kurz, ſo verſchieden, wie Vernunft und Offenbarung.“

So ſollen wir alſo gar nichts aus uns ſelbſt vermögen? So ſoll Zernichtung unſeres Willens (bisher mein ſtärkſter Schild und meine Schutzwehr gegen Unglück und Unbild) eine nothwendige Leiſtung unſerer Demuth und Selbſtkenntniß ſeyn? Alle unſere Kraft, ja jede gute Regung und jeder

Antrieb zum Rechten ſoll Geſchenk des Himmels, unverdiente Gabe, freye Gnade ſeyn? Von uns ſoll nichts als Böſes ſtammen, unſer Streben nichts, oder wenn Etwas, doch nichts Gutes ſeyn? Nur Verderben und Sünde, angeerbt vom erſten Stammvater unſers Geſchlechts, nur Tod ſoll in uns ſeyn; wir ſollen Leben, Tugend, Würde, Verdienſt von Oben erhalten, und zum Sühnopfer eines Gottmenſchen unſere Zuflucht nehmen müſſen, um nicht ganz verworfen zu ſeyn?

Furchtbare Lehre! Vernichtender Ausſpruch! Und jene Kraft, die mich erhob und trug, und jener freye Wille, der unerſchüttert und gegen Schickſal, Menſchen und Naturkräfte unbezwingbar da ſtand, und jene Selbſtgenügſamkeit, die auf ſich ſelbſt beruhend, zu ihrem Glück wie zu ihrer Würde und Selbſtſchätzung nichts außer ſich bedurfte, und jener erhebende Gedanke, in den Rathſchlüſſen der ewigen Weisheit unſere Anſichten, in ihren Gebothen den Ausſpruch unſerer Erkenntniß zu finden — Alles dieß wäre ein Irrwahn, ſtolze Anmaßung, nichtiger Traum heidniſcher Aufgeblaſenheit?

O Adraſt! Adraſt! Mein theurer Lehrer! Sehen Sie Ihren ehemahligen Schüler jetzt wieder, wie ſo oft in früherer Zeit, Raths bedürftig vor

ſich! Er findet ſich in einem Labyrinth befangen, aus welchem ſeine Vernunft ihm keinen befriedigenden Ausweg zeigt; er ſieht ſich in der harten Nothwendigkeit, ein lange mit Liebe, und, wie er hoffen durfte, mit glücklichem Erfolge gehegtes Syſtem, das ihm, wo nicht Seligkeit und ſüßen Frieden, doch feſte Haltung und eine ſichere Richtſchnur ſeines Verhaltens gewährte, aufopfern, und ſeine Selbſtſtändigkeit, gewiß das Höchſte, was der Menſch beſitzt, an eine unerbittliche Lehre verlieren zu müſſen, die, wenn man ihr einmahl die erſten Elemente zugibt (und zugeben muß) mit unausweichbarer Conſequenz daraus folgende Schlüſſe zieht, und uns keine Ausflucht, ja nur die Wahl läßt, entweder Alles anzunehmen, oder Alles zu verwerfen. Zu Ihnen flüchtet daher mein Geiſt. Öffnen Sie mir einen Weg, zeigen Sie mir einen leitenden Faden, und dankbar, wie ehemahls der Jüngling, wird der reifende Mann die Ruhe ſeines Gemüths von Ihnen empfangen!

II.

Adraſt an Lucidor.

Ihr Brief, mein jugendlicher Freund, hat mir eine halb ernſte, halb frohe Stunde gemacht. Mit Vergnügen ſah ich mich durch denſelben wieder in die gute Zeit verſetzt, wo wir zuſammen lebten, ich der Vertraute Ihrer Gedanken, Gefühle und Zweifel war, und Sie, trotz mancher unwilligen Regung, mit der Sie zuweilen meine ſtrengeren Anſichten aufnahmen, doch dem ältern Freund kindlich zugethan blieben. Zugleich aber kam eine wehmüthige Empfindung über mich. Ich ſah Sie nun auf dem Scheidewege, oder vielmehr in dem unausweichbaren Übergang, zu welchem Jeder gelangt, der nicht gedankenlos durchs Leben zu gehen gewohnt iſt. Längſt ſchon hatte ich Sie auf ſelbem erwartet, längſt der Periode entgegengeſehn, die nun eingetreten iſt. Die heitere Zeit mun-

terer, unbekümmerter Jugend iſt vorüber, die Welt in ihren wahren Verhältniſſen macht ihre Anſprüche an Sie geltend. Was Ihnen einſt an Grundſätzen und philoſophiſchen Anſichten genügte, weil es für Ihren damahligen Bedarf ausreichte, hält nun nicht mehr Stich. Die Natur des Menſchen, die geſellſchaftlichen Beziehungen ſind anders, als Sie ſie auf der Univerſität ſich dachten, und in den vielfach verſchlungenen Berührungen wollen jene ſcharf durchſchneidenden Lehren, die manchen Knoten des Moralgeſetzes, ſtatt ihn zu löſen, durchhieben, nicht mehr paſſen. Der Weltglaube, wenigſtens der abendländiſchen Welt, in der wir leben, tritt lebendig vor Sie hin; Sie können ſich ſeinen Einflüſſen, die Sie rings umfangen, nicht entziehn, Zweifel ſteigen auf in Ihrer Bruſt, das Alte fällt, wie loſes Tünchwerk, ab, und das Neue ſich anzueignen und ſich bequem darin zu bewegen, iſt Ihnen noch nicht möglich.

Das iſt ein Zuſtand, den ich wohl kenne, in dem ich mich ebenfalls befunden, und Sie theilen, wie meine Erfahrung mich lehrt, hierin nur das allgemeine Schickſal jedes beſſeren Gemüths. So wie es aber eine angenehme Beſchäftigung, ja eine Art von Pflicht für den Reiſenden iſt, der einen gefahr- oder beſchwerdevollen Weg glücklich zurück-

gelegt, seine Begegnisse, so wie die Kräfte und Mittel, die er angewandt, um sich mit Erfolg durch dieselben durchzuhelfen, dem Nachfolger freundlich mitzutheilen, so fühle ich mich jetzt von Ihren Klagen aufgefordert, Ihnen die Ansichten zu eröffnen, die mir einst in gleichem Falle erleuchtend aufgingen, und Sie auf den Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus, wie ich hoffe, das gehörige Licht in die dunkeln Räume fallen, die verworrenen Begriffe sich an ihren wahren Platz ordnen, und die ganze ängstliche Ungewißheit sich zu Ihrer Zufriedenheit auflösen soll. Ich will es, ich wünsche es wenigstens. Gelingt es mir nicht, so glauben Sie gewiß, mein Freund, daß die Schuld nicht an der Sache, sondern an meiner Auffassung liegt, und daß ich nur nicht im Stande bin, was hell und deutlich in meinem Innern steht, Ihnen auch eben so hell vor die Augen des Geistes zu stellen.

Sie klagen über den auffallenden Widerspruch, den Sie zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums, wie zwischen den ganz entgegengesetzten Forderungen finden, die jede derselben an die moralische Kraft des Menschen stellt. Sie meinen, es wäre unmöglich beyden zugleich zu dienen, Sie können sich auf dem Puncte der geistigen Erleuch-

tung, auf dem Sie jetzt stehen, nicht: den Anforderungen des Glaubens Ihrer Väter entziehen, und es thut Ihnen leid, nicht allein den ernsten Lehren, die Ihnen einst Sicherheit des Handelns gewährten, zu entsagen, sondern diese noch dazu auf gewisse Weise verunglimpft, ja verdammt zu sehen.

Wenn ich Ihre Gemüthslage so erwäge, finde ich Sie, junger geliebter Freund, allerdings zu beklagen. Aber lassen Sie uns sehen, ob, was so schlimm scheint, denn auch wirklich so schlimm ist, und ob sich nicht ein Mittelweg finden lasse, diese beyden streitenden Kräfte zu vereinigen, und aus Beyden zusammen ein Ganzes zu machen, so, daß der Christianismus mit freundlicher Toleranz die bekehrte Heidinn unter seine Fahnen treten lasse, und die Stoa gern ihrer antikbarschen Weise, ihrem ungemessenen und ungegründeten Stolze entsage, um aus jener Händen sanftere Tröstungen und seligere Hoffnungen zu empfangen.

Es ist unstreitig, daß die großen Fragen: Wer bin ich? Woher bin ich? Wohin gehe ich? den Ursprung und Inhalt aller Religionen, so wie aller philosophischen Systeme ausmachen, und der Zweck beyder, die Erreichung der möglich größten Glückseligkeit ist,

Glückſeligkeit in höherm oder gemeinerm Sinne, je nachdem das Gemüth des Philoſophen ſeinem erhabenen Urſprunge näher oder ferner ſtand, und die Befriedigung des uns Allen angebornen Durſtes nach Glückſeligkeit in innern oder äußern Gütern ſuchte. Auch die Religionen, ſo verſchieden ſie nach Zeiten, Räumen, Völkern waren, ſind alle zuſammengeſetzt aus mehr oder minder dunkeln Vorſtellungen von einem unbekannten, mächtigen Weſen, deſſen unentfliehbare Gewalt der Wilde in den Einflüſſen der Jahreszeiten, der Elemente u. ſ. w. fühlte, von unſern Pflichten gegen dasſelbe und unſere Nebenmenſchen, und von einer gerechten Vergeltung unſerer guten oder böſen Handlungen in dieſer und jener Welt. Sie ſtreben Alle nach demſelben Ziele, nach Glückſeligkeit, die ſie ihren Sterblichen entweder bloß hier oder auch jenſeits in einem künftigen Daſeyn verheißen.

So lange die Cultur des geſammten Menſchengeſchlechtes noch nicht jene Stufe erreicht hatte, wo der Geiſt, auf Koſten ſeines irdiſchen Gefährten ausgebildet und gepflegt, in eine Art von ſtreitendem Verhältniß mit ihm tritt, ſo lange die Götter, nur um weniges über die Menſchen erhaben, eigentlich bloß eine Perſonification er-

höhrer, physischer Kräfte, der einzigen, welche den rohen Sterblichen wichtig schienen, waren; so lange die Sclaverey des zahlreichsten Theiles der Menschheit, durch Übernahme der beschwerlichsten Arbeiten, der Classe der Freyen den Aufschwung ihrer Geister viel leichter und heiterer machte; so lange endlich eine der Natur nähere Lebensweise, Gymnastik, Baden und Bewegung in freyer Luft die Gesundheit aufrecht, und die Ausbildung des Körpers mit der geistigen ziemlich parallel erhielt so lange blieb auch der Mensch in Harmonie mit sich und der äußern Welt, war ein vollständig entwickeltes Wesen, sah sich selbst und Alles um sich her in objectivem Lichte, suchte sein Glück im sinnlichen Wohlbefinden, und stellte sich seinen Zustand nach dem Tode als eine Fortsetzung seines gegenwärtigen Lebens vor; wo Lohn und Strafe ebenfalls nach sinnlichen Begriffen zugemessen waren. Noch ahneten nur wenige höhere Geister ihre eigentliche Bestimmung, und fühlten den Gegensatz der Realität mit der Idee, und diese seltenen Menschen, wie Socrates, Pythagoras, Plato, stehen noch jetzt wie einsame Cedern über das niedrige Gebüsche erhaben, von ihrer Mitwelt meist unverstanden, vor uns, und zeigen, daß jener moralische Dualismus des Menschen wohl tief in

ſeiner Natur vorhanden, aber von Sinnlichkeit und voller Genußfähigkeit übertäubt war.

Als die Kultur nach und nach in Jahrhunderten weiter ſchritt, die römiſche Welt durch ungeheure Eroberungen, ungeheure Verbrechen und ungeheure Schwelgereyen von der ehemahligen Höhe republicaniſcher Tugenden herabgeſunken, von nichtswürdigen Tyrannen unter die Füße getreten, und ſchon nahe daran war, eine Beute der ſie umlaurenden Barbaren zu werden, da wurde, was bisher nur einzelne Wenige erkannt hatten, allgemeineres Dafürhalten, daß nähmlich die wahre Glückſeligkeit, ſo wie die wahre Würde des Menſchen, ohne welche jene nicht dauernd ſeyn kann, nicht im Genuſſe ſinnlicher Freuden, und auch nicht in jener klugen Mäßigung desſelben, die Epikur lehrte, beſtehen könne. Ein ſchmerzliches Gefühl ließ ſie die verlorene Würde ihrer beſſern Ahnen, die gebrochene Freyheit ihres Vaterlandes beklagen. Rom war unterjocht, die Zeit ernſter Tugend und erhabener Selbſtſtändigkeit vorüber, der beſſere, vom Zeitalter nicht, oder nicht ſo ſehr beſleckte Römer ſtrebte ein Schattenbild der verlorenen Größe, die er außer ſich vergebens ſuchte, in ſich darzuſtellen.

Der Menſch konnte, folglich ſollte er frey

ſeyn, auch wenn er in Ketten geboren war. Der Sclave Epiktet war ein ſolcher Freyer, und die ſtoiſche Philoſophie, zu welcher er ſich bekannte, der ſicherſte Weg, um zu dieſer innern Unabhängigkeit zu gelangen, nachdem die äußere zu Grunde gegangen war. So war Cato, der letzte Römer, ein ſtoiſcher Philoſoph, von welchem Lucan ſagt *): Sein Mahl war, den Hunger zu ſtillen, und ſeine koſtbare Kleidung, eine zottichte römiſche Toga, um die Glieder geſchlagen. Er konnte die Freyheit, deren Ideal in ſeiner Bruſt lebte, nicht mehr in der wirklichen, verderbten Welt herſtellen, und entzog ſich der Dienſtbarkeit, die dem Vaterlande und ihm drohte, durch den Tod.

Auch andere reiche und vornehme Römer, an ihrer Spitze Seneca, der Philoſoph, fühlten ſchneidend den Gegenſatz von der alten, freyen, tugendhaften Zeit zu der Entartung ihrer Umgebungen, ſie ſtraften dieſe in ihren Reden und

*) Huic epulae, vicisse famem; magnique penates,
Submovisse hyemem tecto; pretiosaque vestis,
Hirtam membra super Romani more Quiritis,
Induxisse togam.

Lucan. II. 384 — 387.

Schriften, wie aus dem finstern Tone des Tacitus hervorgeht, der überall, und besonders in den Sitten der Germanen, seinen Landsleuten einen strafenden Spiegel vorhält, und suchten sich von den unsichtbaren aber drückenden Fesseln der Leidenschaften, Lüste, Gewohnheiten, der falschen Scham des Zeitalters (wenn man Säculum so übersetzen darf) welche sie Andere neben ihnen zu Boden, und unter das Joch der Tyrannen beugen sahen, zu befreyen. Sie strebten ihre Ruhe, ihre Selbstständigkeit und innere Würde herzustellen und zu behaupten, weil sie nur in denselben ein wahres Glück zu finden wußten, sie erkannten die Unzulänglichkeit aller äußern Mittel zu diesem großen Zwecke, ein höheres Licht erleuchtete sie nicht, von Nirgends her wußten sie Kraft und Unterstützung zu hohlen; so suchten und fanden sie sie (wenigstens zum Theil) in der eigenen Brust, in dem starken Willen. Aus dieser kleinen aber kräftigen Wurzel sollte sich nun der Baum der Glückseligkeit erheben, und allen Stürmen des innern und äußern Lebens Trotz biethen. Nichts war Übel als das Unrecht, Unabhängigkeit von äußerer Gewalt und innern Leidenschaften das höchste Gut, und jene (die äußere Gewalt) nicht mehr zu fürchten, sobald uns keine falsche

Ehre, keine Furcht vor Schmerz und Tod beherrschten. Wer zu sterben wußte, durfte nicht dienen; wer keines äußern Guts bedurfte, bedurfte auch keines Gönners, keiner Unterstützung, konnte Königen trotzen, und die Trümmer einer stürzenden Welt furchtlos über sich zusammenbrechen sehen *).

So war die kalte, helle Höhe beschaffen, auf welche der Stoiker sich zu erheben trachtete. Ob er, ob je ein Mensch sie erreicht habe, erreicht haben könnte, und von welchen Wirkungen es aufs Ganze gewesen wäre, wenn dieses System allgemeine Richtschnur für Viele oder Alle geworden wäre, wollen wir später untersuchen. Jetzt sey es genug, zu zeigen, daß sie etwas Großes, Edles gewollt, und was auch dem Sinn, nicht bloß den Worten nach (wie der heil. Franciscus von Sales einmahl bey einer ähnlichen Gelegenheit zu dem Bischof von Belley sagte) doch nicht so ganz verschieden von den Lehren unserer heiligen Religion, keineswegs aber ihnen so ganz entgegengesetzt war, wie jene Stelle aus

*) Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Horat.

dem Muſäum behaupten will. Hier iſt die Meinung des frommen Biſchofs von Genf *), eines Mannes, der als Menſch, als Chriſt, als Prieſter und als Gelehrter uns eine helle Leuchte auf dem Lebenspfad ſeyn kann, aus deſſen Schriften ich manchen Troſt, manche Erhebung, manche heilſame Vorſchrift oder Lehre geſchöpft habe, und die ich Ihnen hiermit ſehr eifrig als ein überaus nützliches Buch empfohlen haben will.

Einſt fragte ich ihn (es iſt der Biſchof von Belley, welcher ſpricht) um ſeine Meinung über folgenden Satz des Seneca: „Wer ſich irdener Gefäße ſo zufrieden und genügſam bedient, als wenn es ſilberne wären, iſt großherzig; viel großherziger aber iſt der, der auf ſilbernen eben ſo gleichgültig ſpeiſet, als wenn es irdene wären.“ Er gab mir zur Antwort: „Dieſer Philoſoph hat Recht, ſo zu ſprechen; denn der Erſte hüllt ſich in eine leere, eingebildete Größe, die leicht zur Eitelkeit verleiten kann; der Zweyte hingegen beweiſt, daß er viel zu hoch ſtehe, als daß Reichthümer ihm von größerm Werthe ſeyn ſollten, als der Staub auf den Straßen.“

*) Esprit de François de Sales.

Da ich aber hierauf fortfuhr, diesen Philosophen zu preisen, und meinte, seine Sätze nähmen sich sehr denen des Evangeliums, antwortete er: „Ja, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach.“ Warum das? fragte ich ihn. Weil, erwiederte er, der Geist des Evangeliums will, daß wir uns selbst verlassen, uns uns der Tugend und Christo zu ergeben, daß wir uns selbst verläugnen, um allein und gänzlich nur von seiner Gnade abzuhängen, wo hingegen dieser Philosoph uns immer auf uns selbst zurück weist, und nicht will daß seine Anhänger ihre Zufriedenheit und ihr Glück wo anders hernehmen, als eben aus sich, was doch ein augenscheinlicher Hochmuth ist. Der weise Christ muß in seinen eigenen Augen geringe seyn, so geringe, daß er sich für nichts achtet; statt dessen will dieser Philosoph, der Weise soll sich einbilden, über alle andern Wesen erhaben, der Herr des Weltalls, und der Schöpfer seines eigenen Glückes zu seyn. Eine unerträgliche Eitelkeit!“

Sie sehen aus dieser angeführten Stelle, daß manche Andere, so wie der hier zurechtgewiesene Herr Bischof von Belley, so ziemlich meiner Meinung waren und zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums viele Ähnlichkeit fanden.

So wenig ich nun mich anmaßen möchte, einem Mann, wie der heil. Franciscus von Sales, der in so vielen Beziehungen hochehrwürdig vor uns steht, zu widersprechen, so wage ich doch zu behaupten, daß er bey diesem Ausspruche selbst zu sehr bey den Worten der Stoiker stehen geblieben sey, und ihren wahren, tiefen Sinn, den Quell, woraus ihre Sehnsucht, so wie ihr Bestreben, diese zu stillen, geflossen ist, einer genauern Prüfung nicht recht gewürdigt habe. Jene Stelle aber in dem Musäum scheint mir ganz oberflächlich und bloß darum geschrieben worden zu seyn, um dem Christianismus auf Kosten der erhabensten, und von alt und neuer Zeit verehrten Philosophie ein wohlgefälliges Opfer zu schlachten. Nein, mein jugendlicher Freund, wohl verschieden, aber nicht entgegengesetzt in ihren Grundmeinungen finde ich Stoa und Christenthum. Die Sehnsucht nach einem bessern Zustande, als die Erde geben konnte, war damahls in den edlern Gemüthern aufgewacht. Düster und bitter gestimmt von dem Anblick der sie umgebenden lastervollen Welt, strebten ihre Seelen aufwärts in unbekannte Höhen; ein Widerspruch zwischen Geist und Fleisch wurde ihnen dämmernd klar, eine Ahnung von einem höhern Frieden, als den die Welt gibt, schwebte

ihnen vor. Sie tappten im Dunkel, aber ihr Wille war der rechte; und hätte das Licht des Christenthums dazumahl von Osten her, wo es der beglückten Erde aufging, seine Strahlen bis zu ihnen übers Meer verbreitet gehabt, aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie den verwandten Geist, der in demselben weht, anerkannt, und begierig aufgefaßt haben. Werfen Sie mir nicht ein, was jene zwey angeführten Stellen auszusagen scheinen, daß der Hochmuth des Stoikers dem demüthigen Geist des Christenthums zuwider, und ein Hinderniß für diese eitlen Menschen gewesen wäre, das Kreuz auf sich zu nehmen und ihrem Meister nachzufolgen. Der echte Stoiker, der es nicht den Worten, sondern der tiefen Ahnung vor etwas Höherm in der Natur und der Sehnsucht darnach war, würde leicht den wahren Geist erkannt, und den Weg eingeschlagen haben, der ihn viel sicherer, viel sanfter und viel trostreicher an sein erhabenes Ziel führte. Gern würde er auch sein Nichts und die Fehlbarkeit seiner menschlichen Natur erkannt haben, sobald die Idee eines allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden und alliebenden Gottes sich seinem Geiste lebhaft dargestellt, und ihm seine Abhängigkeit, seine Unbedeutenheit, seine Werthlosigkeit, aber trotz allem

dieſem auch den allbarmherzigen Vater, der ſeine fehlenden Kinder liebt, gezeigt hätte.

Vor dieſem Gotte, der unſere Herzen prüft, und jeden unſerer Gedanken kennt, dem wir nicht entfliehen können, wenn wir auch in die Tiefe des Meeres, oder in die Höhe der Himmel ſtiegen *), der den Waſſern gebothen hat: Bis hierher und nicht weiter **), der die Berge anrührt und ſie rauchen ***), der ſeinen Odem wegnimmt, und die Creatur ſtirbt ****) — würde jeder eitle Gedanke, der auf ſich ſelbſt wurzelte und thronte, vergangen ſeyn, und der bekehrte Philoſoph mit Freuden über dieſe Erkenntniß ausgerufen haben: O Herr! Du biſt der Weg, die Wahrheit und das Leben! Nicht mehr in mühſam gehaltener Kraft, der die hölliſche Natur und die Macht der Leidenſchaft ſich in jedem unbewachten Augenblick zu entziehen ſtreben; nicht in ewigen Kämpfen mit blindwaltenden Naturkräften; nicht mehr in troſtloſer Reſignation, leiden zu müſſen, weil es nach den Geſetzen der Körperwelt nicht anders möglich war; nicht mehr mit der ſtolzen Faſſung, ſich nach einem un-

*) Pſ. 133. **) Buch Hiob. ***) Pſ. 103.
****) Ebend.

befriedigenden, vielleicht schmerzvollen Leben zum ewigen Schlafe niederzulegen, hinter welchem nur Wenige eine bessere Zukunft ahneten; nicht mehr auf sich und seine Kraft allein beschränkt, durfte nun der vom Christenthum erleuchtete Stoiker den Vater im Himmel, der ihn liebte, wieder lieben, seine dargebothene Hand gläubig fassen, sich von ihm nach väterlicher Waltung durch's Leben führen lassen. Er durfte dem vertrauen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, der alle unsere Tage gezählt, ehe sie da waren, und uns unser Schicksal auf gerechter Wage zugewogen hat *). Er durfte in seinen Unternehmungen wie in seinen Verirrungen kindlich zu ihm aufblicken, von ihm, der Alles vermag, Kraft und Unterstützung erflehen, und mit dem Troste, daß seiner nach den Leiden dieser Zeit eine größere Herrlichkeit, ein schöneres Daseyn im Anschaun und Erkenntniß Gottes werde, durchs Leben und aus dem Leben gehn.

Nach dieser Ansicht möchte ich sagen, daß der Stoiker zwar eine Ahnung des Wahren gehabt, aber bey dem fehlbaren Lichte der Vernunft, die sich in keinem Individuum rein und zuverläßig

*) Ps. 138.

ausspricht, und der Bildungsstufe seiner Zeit gemäß, sich demselben auf einem entgegengesetzten holprichten, und für die Menge nie gangbaren Wege genähert habe. Eine leichte Beherzigung der Forderungen, welche die Stoa an den Menschen stellt, die Erfahrung, daß sie sich nie viel aus den Hallen der Philosophen ins practische Leben verbreitet habe, und daß das einzige Mahl, wo sich in der spartanischen Gesetzgebung eine Idee von ihr verwirklichte, sie sich nur durch die strengste Isolation, und auf verhältnißmäßig kurze Zeit im Conflicte mit der übrigen Menschheit erhalten konnte, alle diese Betrachtungen werden uns lehren, daß die stoische Philosophie niemahls Weltansicht zu werden, noch den Menschen wahrhaft zu beglücken im Stande sey.

Wie schmerzlich mußte der Stoiker seinen Frieden erkämpfen! Wie düster waren seine Aussichten, wie kalt und unzulänglich sein Trost, in Vergleich mit den milden Lehren des Christenthums, das man wahrhaft eine Religion der Unglücklichen nennen kann, und von dem einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten Dichter sagt: J'ai pleuré, et j'ai cru *).

*) Chateaubriand.

Vieles, was das Christenthum von seinen Bekennern fordert, um sie hier zufrieden, und dort der Seligkeit werth zu machen, stimmt im Ganzen mit den Vorschriften überein, welche die Stoa ihren Jüngern gab. Nur sprechen diese sich rauher, unerbittlicher aus, und wenn wir einige Worte vertauschen, oder vielmehr statt des kalten, finstern Begriffes, den der sich selbst überlassene Verstand sich von seinem Verhältniß zum Unendlichen bilden konnte, die tröstenden, liebevollen Ausdrücke setzen, in welchen unsere Religion uns lehrt, uns dem höchsten Schöpfer und Vater zu nähern, so werden wir sehen, daß der Christgewordene Stoiker nicht sehr viel an seinen sittlichen Vorschriften zu ändern haben, und in seinem Benehmen gegen sich und Andere so ziemlich derselbe wird bleiben können.

Wenn der Christ den Widerspruch des Geistes und Fleisches fühlt, wenn er dieses zu bekämpfen, sich selbst zu verläugnen, das Irdische auszuziehn, und nach dem Himmlischen zu streben sich vorsetzt, wenn er hierin seinen Beruf, seine Würde, sein Glück in dieser und jener Welt setzt: so bekämpft auch der Stoiker nicht bloß Leidenschaften und ungeordnete Lüste, er streift Alles ab, was nicht sein ist, das heißt, worüber er keine Gewalt hat, und

blickt, freylich mit schwankender Zuversicht, aber doch nicht ohne Ahnung von einer liebevollen Waltung der Vorsicht, und den Schönheiten der künftigen Welt, furchtlos dem Tode entgegen, der — im schlimmsten Falle, wie er meint — doch wenigstens seinen Leiden ein Ende machen, vielleicht aber auch ihn in eine selige Ewigkeit führen wird. Lassen Sie mich manche Stellen, die ich mir früher angemerkt, jetzt zu diesem Behufe hierher setzen, und zum Vergleich ähnlich lautende aus unsern besten christlichen Schriftstellern beyfügen!

„Einige Dinge sind in unserer Gewalt, als: Meinung, Verlangen, Abscheu; andere nicht, als: Ehre, Gesundheit, Glücksgüter u. s. w. Jene kann uns Niemand rauben; die zweyten, wenn wir darnach verlangen, können uns genommen, und wir dadurch sehr unglücklich werden, ja selbst ihr Besitz macht uns zu Sclaven. Wenn dir ein Wunsch nach Etwas aufsteigt, so erforsche zuvor, ob es in deiner Macht steht; ist dieß nicht, so entsage ihm, denn sonst nimmt der Wunsch wie der Besitz dir deine Freyheit.“

Epictet.

„Erforsche den Grund aller Dinge, halte dir ihre Nichtigkeit und Vergänglichkeit gegenwärtig, so wird dich ihr einstiger Verlust nicht betrüben.“

Epictet.

„Nie habe ich dem Glücke getraut, selbst, wenn es Frieden mit mir zu halten schien. Alle Güter, die es mir mit verschwenderischer Hand gab, Ehre, Reichthum, Ruhm, ließ ich an einem Ort gestellt seyn, woher es dieselben wieder nehmen konnte, ohne mich zu beunruhigen. So hat es sie denn zurückgenommen, aber nicht wieder entrissen“ *).

Seneca, vom Troste an Helvia.

„Alles, was der Zufall Glänzendes um uns aufgehäuft hat, ist fremder, geliehener Prunk, nichts davon unser wahrhaftes Eigenthum. Einiges nimmt er uns am ersten, Anderes am

*) La maniere de renoncer aux bonnes choses est de n'en user jamais qu'avec moderation pour la necessité. — — Cest qu'il faut sans passion faire moderement cequ'on peut pour conserver ces choses, a fin d'en faire un usage sobre, et non pas en vouloir jouir et y mettre son coeur.

Fenelon, sentimens de piété.

zweyten Tage, und nur Weniges bleibt uns bis ans Ende.“

Seneca, vom Troste an Helvia.

„Wir sind etwas Besseres, und zu etwas Besserem geboren, als Sclaven unsers Körpers zu seyn, den wir als eine Fessel betrachten müssen, die unserer Freyheit angelegt ist.“

Seneca, Brief 65.

„Die Verachtung unsers Körpers ist der sicherste Weg zur Freyheit.“

Ebend.

„Hältst du nicht auch, mein Lucilius, jene Ueberzeugung, daß es nur Ein wahres Gut, das Rechte (honestum) gebe, für den sichersten Weg zur Glückseligkeit? Wer sein Glück in die Tugend setzt, hat dasselbe in sich; wer andere Güter wünscht und sucht, ist dem Zufall verfallen, und unter fremder Bothmäßigkeit.“

Seneca, Brief 74.

„Gegen den Zufall gibt es keine unüberwindliche Schutzwehr, als die in unserer Brust. Wenn wir dort sicher sind, so können wir wohl erschüttert, aber nicht überwältiget werden. Du fragst, wie wir

hierzu gelangen? Wir müssen über keine Schickung murren, die uns trifft, wir müssen denken, daß das, was uns verletzt, in den Zusammenhang des Ganzen gehöre.“

Seneca, Brief 74.

Welchem von diesen Sätzen müßte der Christ entsagen? Welchen dürfte er nicht in seine innerste Überzeugung aufnehmen? Aber lassen Sie uns weiter gehen, der Spur folgen, welche die letzten Worte des letzten Satzes enthalten, und die Begriffe prüfen, welche sich der Stoiker von der Vorsicht, von unserm Verhältnisse zur Gottheit, von dem Gebethe, dem Tode, der Unsterblichkeit macht!

„Das ist's, was uns täuscht, was uns entmannt, wenn ein Unglück über uns kömmt, daß wir es nicht für möglich halten.“

Seneca, vom Troste an Marcia.

„Was Einem geschehen ist, kann Allen geschehen.“

Ebend.

„Die Klippen sind nicht ins Meer gestellt, damit die Schiffe daran scheitern; so ist auch das Übel nicht um des Übels willen in der Welt.“

Epictet.

„Das erste Geboth der Frömmigkeit ist, die Götter erkennen, wissen, daß sie Alles gut und gerecht verwalten, und ihnen in Allem gehorchen.“

Ebend.

„Zwischen den guten Menschen und Gott ist durch das Band der Tugend, Freundschaft — ja, was sage ich, Freundschaft? — es ist eine Art von Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen ihnen. Der gute Mensch ist nur durch die Zeitlichkeit von Gott geschieden; er wird von ihm belehrt, er strebt ihm nach, und ist sein wahres Kind, das der unendliche herrliche Schöpfer, der scharf auf Tugend dringt, wie ein ernster Vater, streng erzieht.“ *)

Seneca, von der Vorsicht.

---

*) Nous ne sommes sur la terre que pour souffrir; malheur a ceux, qui ont leur consolations dans ce monde.

Fenelon, sentimens de piété.

Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Gott züchtigt, weil er liebt.

„An unſern Söhnen erfreut uns die Sittſamkeit, den Kindern der Sclaven erlauben wir Muthwillen. So handelt Gott mit uns; den guten Menſchen hält er nicht weich, er verſucht ihn, er härtet ihn ab, er bereitet ihn für ſich.“ *)

Seneca, von der Vorſicht.

„Der Tugendhafte iſt über äußeres Unglück erhaben. Ich ſage nicht, daß er es nicht fühlt, aber er überwindet es, und ſieht es als eine Prüfung an.“

Ebend.

„Ich werde zu nichts gezwungen, ich leide nichts wider Willen, ich unterwerfe mich Gott nicht, ſondern ich ſtimme ihm bey, um ſo mehr, als ich weiß, daß Alles nach ewigen Geſetzen fortſchreitet. Das Schickſal führet uns, und was uns bevorſteht, war in der Stunde unſerer Geburt beſtimmt. **)

Ebend.

---

*) Dieu eprouve par les maladies, et par les sujetions de dehors. Il faut mettre tout a profit.

**) La croix aimée n'est qu'une demi croix, parceque l'amour adoucit tout.

Fenelon, sent. de piété.

Noch ungeſtaltet ſahen mich deine Augen, da

„Warum aber duldet Gott, daß dem Tugendhaften so viel Übles geschehe? Er duldet es nicht. Was wirklich Übel ist, Laster, Verbrechen, unreine Gedanken und lüsterne Anschläge hält er von ihm fern.“

Seneca, von der Vorsicht.

„Noch würdiger ist Jener, der nicht aufhört, die Götter zu ehren, auch wenn sie ihm zürnen.“

„Daran kannst du erkennen, daß du von allen (unrechten) Begierden frey bist, wenn du es dahin gebracht hast, Gott um nichts bitten zu wollen, als was du öffentlich von ihm begehren darfst. Lebe mit den Menschen, als ob Gott dich sähe, bethe zu Gott, als ob die Menschen dich hörten!“ *)

Seneca, Brief 10.

„Wir sollen uns einen edlen Mann erwählen, und stets vor Augen haben, in dessen Gegenwart gleichsam wir wandeln. Selig derjenige, welcher

---

standen schon in deinem Buch die mir bestimmten Tage, als Keiner noch derselben war. Ps. 138.

*) Unser schönstes Gebeth, das Vater unser, enthält Alles, was wir mit Recht von Gott erbitten können, und kann und pflegt laut gebethet zu werden.

nicht allein ſein Äuſſeres, ſondern auch ſeine Gedanken reiniget! Selig, wer irgend einen Menſchen ſo verehrt, daß deſſen Andenken ihm zur Richtſchnur und zum Vorbild diene! Wer fähig iſt, einen Andern ſo zu verehren, wird bald ſelbſt verehrungswürdig ſeyn.“

Seneca, Brief 11.

„Ich habe gelebt und den Lauf vollendet, den die Natur mir vorſchrieb. Will Gott mir den morgigen Tag zulegen, ſo werde ich ihn dankbar annehmen. Der iſt am glücklichſten und am ſicherſten, der dem kommenden Tage ohne alle Sorge entgegen ſieht.“

Ebend. 12. Brief.

„Wirf Alles von dir, wenn du weiſe ſeyn willſt, ja, damit du weiſe werdeſt! Du fürchteſt den Druck der Armuth erleiden zu müſſen? Du ſollteſt ſie vielmehr wünſchen. Der Reichthum hat Viele an der Weisheit gehindert, die Armuth iſt ſicher und ſchnell befriedigt.“ *)

Ebend. 17. Brief.

*) Es iſt leichter, daß ein Kamehl durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich.

Gleichwie die Strahlen der Sonne die Erde wohl berühren, aber dort ſind, von wannen ſie ausſtrömen, ſo wandelt ein edler Geiſt, der darum herabgeſendet iſt, damit wir das Göttliche näher kennen lernen, zwar unter uns, aber er hängt mit ſeinem Urſprung zuſammen.“

Seneca, 31. Brief.

„Er hatte ein erhabenes und zu jener Vollkommenheit ausgebildetes Gemüth, welches ſich ſchon dem göttlichen Geiſte nähert, von dem ſich ein Theil auch in dieſe ſterbliche Bruſt geſenkt hatte. Nie aber iſt dieſer ſeines göttlichen Urſprungs mehr eingedenk, als wenn er ſeine Sterblichkeit beherzigt, und denkt, daß der Körper nicht ſeine Wohnung, nur eine Herberge ſey.“

Ebend. 120. Brief.

„Ich ſage dir, mein Lucilius, es iſt ein großer Beweis für den hohen Urſprung unſerer Seele, wenn ihr das, womit ſie umgehen muß, enge und gering erſcheint, und wenn ſie nicht fürchtet, dieſe Erde zu verlaſſen; denn wenn ſie bedenkt, woher ſie kam, ſo weiß ſie auch, wohin ſie kommen wird.“

Ebend.

Wenn einſt jener Tag erſcheint, der dieſe Miſchung von Göttlichem und Menſchlichem ſcheidet, dann werde ich dieſen Körper laſſen, wo ich ihn gefunden habe; ich werde zu den Göttern zurückkehren. Doch auch jetzt bin ich nicht ganz ohne ſie, nur daß das ſchwere Irdiſche mich noch hält. Die Zeit unſers Erdenlebens iſt gleichſam das Vorſpiel zu einem beſſern und längern. So wie uns der mütterliche Schooß durch neun Monathe einſchloß, und nicht für ſich, ſondern für jenen Aufenthalt bereitete, den wir, wenn wir zu athmen und die freye Luft auszuhalten fähig ſind, betreten; ſo reifen wir in dem Zeitraum, der von der Kindheit bis zum Alter währt, einer zweyten Geburt entgegen. Dann erwartet uns ein anderer Anfang, eine andere Geſtalt der Dinge. Jetzt können wir den Himmel nur von ferne betrachten; darum blicke unerſchrocken auf die Stunde der Entſcheidung hin! Sie iſt nur für den Körper, nicht für den Geiſt die letzte. Was dich hier umgibt, betrachte als die Unbequemlichkeiten eines Ortes, wo du zu Gaſte biſt; es geht vorüber. Die Natur entkleidet den Eintretenden wie den Austretenden von allem Fremden. Du wirſt nicht mehr aus dem Leben mitnehmen, als du in dasſelbe brachteſt; ja ſelbſt von dem, was du mitgebracht, mußt du einen

großen Theil zurücklassen. Diese Haut, welche dich als letztes Kleid umgibt, wird dir genommen werden, es wird dir das Fleisch und das Blut, welches durch den ganzen Körper läuft, genommen werden; es werden dir die Knochen und Nerven, diese Stützen des Flüssigen und Festen, genommen werden. Dieser Tag, welchen du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Hülle ab! Was zögerst du? Hast du nicht auch einst den Körper, in welchem du verborgen lagest, verlassen müssen? Du sträubst dich? Auch damahls gebahr dich deine Mutter mit Anstrengung. Du seufzest? du weinst? O selbst diese Thränen sind die Zeichen eines neugebornen Kindes! Damahls aber war es dir zu verzeihen. Unerfahren und unwissend in Allem kamst du auf die Welt, eine freyere Luft blies dich, kaum dem Schooße der Mutter Entschlüpften, rauh an; dann verletzte dich die harte Berührung der Hände, und Alles, was dich umgab, staunetest du als neu und ungewohnt an. Nun aber ist es dir nichts Neues mehr, dich von dem zu trennen, was einst ein Theil deiner selbst war. Verlaß also mit Gleichmuth diese überflüssige Hülle, und lege den lang bewohnten Körper ab! Er wird begraben, zerstört werden. Traure nicht! Es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge. Immer gehen

die Hüllen des Neugebornen zu Grunde. Es kommt der Tag, der auch dich entkleiden, und aus der trüben, niedrigen Wohnung des Leibes befreyen wird. Entschwinge dich ihm also schon jetzt, so viel du kannst, entferne dich, so viel wie möglich, von den nothwendigen Dingen, mit welchen du verbunden bist, und beschäftige dich mit großen und erhabenen Gegenständen! Einst werden dir die Geheimnisse der Natur enthüllt, die Finsternisse vertrieben werden, und das helle Licht wird dich von allen Seiten umstrahlen. Stelle dir vor, wie groß jener Glanz seyn werde, wo so viele Sterne ihr Licht vermengen! Jene Helle trübt kein Schatten mehr, jede Seite des Himmels glänzt in vollem Schimmer; denn Tag und Nacht sind nur Abwechslungen der unteren Luft. Dann wirst du glauben, bisher in Finsterniß gelebt zu haben, wenn du ganz dieß ganze Licht schaueſt, das jetzt nur durch den engen Weg der Augen in dich drang, und das du auch aus dieser Entfernung bewundertest *).

Seneca, 102. Brief.

---

*) Die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mon-

Sie ſehen, welche Ahnungen, welche Anſchauungen möchte ich ſagen, dem weiſen Heiden dämmerten; wie ſelbſt die erhabene Idee des ewigen Lichtes, das den Thron Gottes umgibt, das Schauen jenſeits nach dem Glauben diesſeits, die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbar werden, ſich in ſeinem Geiſte mehr oder minder deutlich entwickelt hatte. Wie weit hätte denn dieſer chriſtliche Heide noch gehabt, um wirklich ein Chriſt zu werden? Gewiß nicht ſo weit, als manche unſerer heidniſchen Chriſten, die trotz der Wohlthat Gottes, welche ſie durch Geburt und Umſtände zur Religion ſeines Sohnes berief, ſich Grundſätze und einen Lebenswandel erlauben, wodurch ſie ſich von dem Weſen des Chriſtenthums weit mehr entfer-

---

des, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet ſie, da wird keine Nacht ſeyn. Apocal. 21. Cap.

O du ſeligſte Wohnſtätte in der heiligen Stadt, die da droben iſt! O du lichtheller Tag der Ewigkeit, den keine Nacht verdunkelt! Die höchſte Wahrheit ſelbſt iſt deine Sonne, ihr Licht deine unvergängliche Heiterkeit! Du Tag der Sicherheit, du Tag der Freude, du kenneſt keinen Wechſel, biſt ewig Ein und derſelbe Tag.

Thomas a Kempis, 3. Buch. 48. Cap.

nen, als jene Stoiker, die bey dem schwachen Lichte der sich selbst überlassenen Vernunft mit strengerer Redlichkeit ihren Pflichten nachgefolgt, und sich ihrer Bestimmung gemäß betragen haben.

Doch lassen Sie uns unsere Weltweisen nicht bloß in den Beziehungen auf ihre Seelenruhe, ihre Unsterblichkeit und ihren Schöpfer betrachten! Auch für den Umgang mit Andern, auch für das Benehmen mit der Welt, finden wir liebenswürdige, und den Lehren unserer Religion nicht unähnliche Vorschriften.

„Ich bin nicht weise, ich werde es auch nicht werden, ich verlange nicht den Besten gleich, nur besser als die Schlimmen zu seyn, und ich will mich begnügen, wenn ich jeden Tag nur Etwas von meinen Fehlern und Irrthümern ablegen kann.“

Seneca, vom glücklichen Leben.

„Meinen Freunden will ich angenehm, meinen Feinden mild seyn, ich will mich geneigt finden lassen, ehe ich gebethen werde, und billigen Wünschen zuvorkommen. Ich will die Welt als mein Vaterland ansehen, und die Götter als Herrscher

derſelben, die über und neben mir als Aufſeher meiner Handlungen wohnen.“

Seneca, vom glücklichen Leben.

„Wenn aber die Natur meinen Geiſt zurückfordert, oder meine Vernunft ihn ſelbſt entläßt, ſo werde ich mit dem Bewußtſeyn aus der Welt gehen, das gute Gewiſſen, ſo wie die Wiſſenſchaft geliebt, und keines Menſchen Freyheit, am wenigſten meine eigene, verkümmert zu haben.

Ebend.

„Es liegt viel mehr daran, was wir uns ſelbſt, als was wir Andern ſcheinen. Die Gunſt nichtswürdiger Menſchen läßt ſich nur durch nichtswürdige Mittel erkaufen.“

Seneca 29. Brief.

„Das iſt mein Streben, mein ſteter Gedanke, den alten Fehlern ein Ziel zu ſetzen, und mich zu bemühen, daß ein Tag mir ſtatt eines ganzen Lebens gelte.“

Ebend. 61. Brief.

„Das Rechte (honestum) iſt das vollkommene Gut, wodurch wir glücklich werden, durch deſſen Berührung auch andere Dinge ihre Würde erhal-

ten. Es gibt nähmlich einige Sachen, die an ſich weder gut noch böſe ſind, als der Kriegsdienſt, eine Geſandtſchaft, die Gerichtspflege u. ſ. w. Wenn dieſe dem Rechten gemäß (honeste) geübt werden, ſo werden ſie etwas Gutes, und gehen aus der Claſſe der gleichgültigen in die der guten über. Durch die Verbindung mit dem Rechten werden jene gut; das Rechte iſt gut für ſich allein" *).

Seneca, 8. Brief.

„Dann magſt du dich für glücklich halten, wenn alle deine Freuden aus dir ſelbſt entſpringen, wenn du unter den Dingen, welche die Menſchen ſuchen, bewahren, ſich einander entreißen, nichts findeſt,

---

*) C'est a nous d'avoir toujours devant nous l'alignement de la Charité, faisant tout pour Dieu suivant cette parole de l'Apotre: Soit que vous buviez, soit que vous mangiez, ou quelqu'autre chose que vous fassiez, faites tout au nom de notre Seigneur Jesus Christ.

Esprit de St. Fr. d. Sales.

Was aus Liebe geſchieht, das iſt groß, das bringt große Furcht, ſo gering und ungeachtet es im Auge der Menſchen immer ſeyn mag.

Th. a. Kempis, v. d. Nachfolge Chriſti 1. B. 15. H.

was du — ich will nicht ſagen — wünſcheſt, ſondern auch nur haben möchteſt. Dann haſt du das Beſte erreicht, wenn du einſiehſt, daß die ſogenannten Glücklichen meiſt die Unglücklichſten ſind“ *).

Seneca, 124. Brief.

„Wenn du in dem Guten weiter kommen willſt, ſo dulde es, daß man dich in den Äußerlichkeiten des Lebens für blöde, ja, für thöricht halte! Maße dir nie den Schein an, als wüßteſt du Etwas; wenn Andere viel auf dich halten, mißtraue dir ſelbſt! Es iſt ſchwer, ſeinen Willen und die äußeren Umſtände der Natur gemäß zu erhalten“ **).

Epictet.

---

*) Il y a des desirs terrestres, et des desirs celestes. De ces derniers on n'en scauroit trop avoir, pour les autres qui regardent les biens passagers et caduques, on ne s'auroit en avoir trop peu. C'est de cette espece de desirs, que notre Bienheureux etoit fort vuide. Voici comme il en parloit. Je veux fort peu de choses, et ce que je veux je le veux fort peu. Je n'ai presque point de desirs, et si j'etois a renaitre, je ne voudrais point en avoir du tout.

Esprit de St. Fr. de Sales.

**) Lege kein großes Gewicht darauf, ob dieſer Menſch für dich, oder jener wider dich ſey, ſondern dieß

„Beklage dich nicht, daß das, was geschieht, nicht nach deinem Willen geht, sondern bemühe dich, mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zufrieden zu seyn, und du wirst ruhig leben.“

Epictet.

„Ist dir jemand bey einem Gastgeboth oder bey anderer Gelegenheit vorgezogen worden? Betrübe dich deßhalb nicht! Du hast dich nicht um diese Ehre bemüht, hast Keinem den Hof gemacht, Keinem geschmeichelt oder den Preis gegeben, um welchen er seine Gunst verkauft.“

Ebend.

„Dein Vater schlägt dich? Er schmäht dich? Dulde es! Die Natur hat dich mit einem Vater, nicht aber mit einem guten Vater verbunden. Dein Bruder zankt mit dir? Sieh nicht darauf, was Er thut, sondern was die Natur dir zu leisten auferlegt hat!“

Ebend.

---

allein laß deine Sorge seyn und dein Thun, daß es Gott in Allem mit dir halte.

Th. a. Kempis, 2. B. 2. Hptst.

„Schweige gern und oft, ſage das Nothwendige mit kurzen Worten! Wenn du unter Fremden biſt, ſo ſchweig, damit du nicht etwa die Weichlinge und Schwelger tadeln, oder ſagen müßeſt, daß du alle die gerühmten Dinge nicht braucheſt.“ *)

Epictet.

„Wenn du einen Sieg erhalten haſt, freue dich deſſen bey dir, und ſchweige. Wenn du Waſſer trinkeſt, ſage nicht bey jeder Gelegenheit: ich trinke nur Waſſer“ **).

Ebend.

„Wenn man dir erzählt, der oder jener hat Übles von dir geſprochen, ſo widerlege das Ge-

---

*) Vous devez maintenant travailler a vous taire autant que la Bienseance du commerce vous le permettra. Le silence epargne beaucoup de paroles rudes et hautaines.

Fenelon, Sent. d. piété.

**) Ce n'est pas une moindre vertu de cacher ses vertus que ces vertus lá mémes, que l'on cache. Dieu est un Dieu cache, qui aime a etre servi, prié et adoré en secret.

Esprit de Fr. d. Salez.

die Zeit der Erfüllung kam, und Jener auf Erden erschien, der uns den Vater im Geist und in der Wahrheit anbethen lehrte.

Nehmen Sie zum Schluß noch eine Stelle aus einem der mildesten christlichen Weisen, aus den Schriften des verehrungswürdigen Bischofs Fenelon, von mir an! Sie ist aus seinen Sentiments de piété, woraus ich Ihnen schon mehrere Sprüche angeführt, und nahmentlich aus dem kleinen Aufsatze: Sur le bon usage des croix genommen. Auch hier ließe sich fast Stelle für Stelle mit ähnlichen aus den Stoikern vergleichen.

„So lange wir nicht aus uns selbst herausgehen, sind wir dem Widerspruche, der Bosheit und Ungerechtigkeit der Menschen ausgesetzt; unsere Launen kommen mit den ihrigen, unsere Leidenschaften mit denen unserer Nachbarn in Streit, unsere Wünsche sind eben so viele verletzbare Stellen, wo wir den rauhen Angriffen unserer Nebenmenschen bloß stehen; unser Hochmuth, der sich mit dem der Andern nicht verträgt, erhebt sich, wie die Wellen eines ungestümen Meeres; Alles kämpft mit uns, stößt uns zurück, greift uns an,

wir sind durch die Reizbarkeit unsers Gefühls, und die Eifersucht unsers Stolzes allen Angriffen offen. In uns selbst ist kein Frieden zu hoffen, wo tausend unersättliche Begierden ihr Spiel treiben, und das Ich nie befriedigt werden kann, das so eifersüchtig, so verletzbar und so mißtrauisch gegen Alles ist, was dasselbe berührt.“

„Daher kommt es, daß wir im Umgange mit Andern wie Kranke zu betrachten sind, die an langwierigen Übeln darnieder gelegen. Ihr Körper hat kein Fleckchen mehr, das man berühren könnte, ohne ihm weh zu thun; die kranke Eigenliebe hat immer Mitleid mit sich selbst, schreyt bey jedem leisen Angriff laut auf, und glaubt sich verwundet, wenn man sich ihr nur mit der Fingerspitze nähert. Stelle nun mit dieser Zartfühligkeit die Rohheit des Nächsten, der voll Unvollkommenheiten ist, und sie selbst nicht kennt, zusammen, stelle mit ihr zusammen dessen Ungeduld gegen unsre Schwächen, die nicht kleiner ist, als die unsrige gegen die seinigen, und du siehst die Kinder Adams Eins dem Andern zur Qual leben, du siehst die Eine Hälfte des Menschengeschlechts unglücklich durch die andere, und bereit, dieser das Unrecht, welches sie von ihr empfing, treu-

lich zu vergelten; du ſiehſt endlich in allen Nationen, in allen Städten, in allen Gemeinden, in allen Familien, ja ſogar unter zwey Freunden, die Eigenliebe auf der Folter.“

„Der einzige Weg zum Frieden iſt das Heraustreten aus ſich ſelbſt, man muß auf ſich ſelbſt verzichten, und alle ſündliche Anhänglichkeit aufgeben, damit man nichts Verderbliches mehr zu verlieren, zu fürchten, zu ſchonen habe. Dann ſchmeckt man den wahren Frieden, der jenen Menſchen bewahrt iſt, die eines guten Willens ſind, das heißt, Jenen, die keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes, den ſie zu dem ihrigen gemacht haben. Dann vermögen auch die Menſchen nichts mehr über uns, denn ſie können uns weder bey unſern Wünſchen, noch bey unſern Sorgen faſſen; dann wollen wir Alles und Nichts, wir ſind dem Feinde unzugänglich, wir ſind unverwundbar. Die Welt vermag nichts gegen uns, als wozu ihr Gott den Willen und die Macht gibt, und weil das, was ſie beſitzt an Macht und Willen, ihr durch Gottes Willen gegeben worden, ſo iſt es auch der unſrige. In dieſer Stimmung der Seele iſt unſer Schatz ſo hoch geſtellt, daß keine Hand daran reichen kann, um ihn uns zu rauben. Man

wird unſern guten Nahmen zerreißen, wir haben nichts dagegen; denn wir wiſſen, wie heilſam Demüthigungen ſind, die Gott uns ſendet. Wir finden uns in der Freundſchaft getäuſcht; deſto beſſer, unſer einziger wahrer Freund iſt eiferſüchtig auf die andern, er löſet unſer Herz von ihnen ab, um unſere Neigungen von Allem, was ſie beflecken könnte, zu reinigen. Wir ſind beläſtiget, überlaufen, eingeengt; Gott will es ſo, das muß uns genügen, wir lieben die Hand, die uns ſchlägt, und finden Frieden mitten im Schmerz. Seliger Friede, der uns bis zum Kreuze folgt! Man will nur das, was man hat, und nichts von Allem, was uns verſagt iſt. Je vollkommner unſre Ergebung an Gott, je tiefer unſer Friede. So lange uns noch Wünſche und Bande an die Welt knüpfen, iſt dieſer Friede nur halb; wenn alle Feſſeln gelöſet wären, würde die Freyheit vollkommen ſeyn. Mögen Schmach, Schmerz und Tod ſich gegen mich erheben: ich höre Chriſti Stimme, die ſagt: Fürchtet die nicht, die nur den Leib tödten können, und ſonſt nichts über euch vermögen. O wie ſchwach ſind ſie, ſelbſt dann, wenn ſie uns das Leben nehmen! Wie kurz dauert ihre Macht! Was können ſie denn thun, als ein

Gefäß von Erde zerbrechen, als das tödten, was täglich von selbst stirbt, und den Tod, der wahre Freyheit gibt, um Etwas beschleunigen. Dann entschlüpfen wir ihren Händen, und retten uns zu Gott hin, wo uns ewige, unzerstörbare Ruhe empfängt!“

Inhalt.

Seite

Gleichnisse.

I. Die Blüthen im Frühlinge . . . 14
II. Der Sturmwind 19
III. Der Garten in der Stadt . . . 21
IV. Der Pappelbaum 24
V. Das Vergißmeinnicht 27
VI. Die Bohnen 29
VII. Das Thal 32
VIII. Das Hänflingsnest 35
IX. Der Regenbogen 40
X. Der Gemüsegarten 43
XI. Das Geranium triste 46
XII. Die Allee 50
XIII. Die Calbey 53
XIV. Die ausländischen Gewächse . . . 56
XV. Der sterbende Schmetterling . . . 60
XVI. Die Johannis-Käfer 63
XVII. Die Obstkerne 67
XVIII. Die Tannen 70
XIX Der Laubengang 73
XX. Die Weidenbäume 76
XXI. Die eingeimpften Bäume . . . 79

Gefäß von Erde zerbrechen, als das tödten, was täglich von selbst stirbt, und den Tod, der wahre Freyheit gibt, um Etwas beschleunigen. Dann entschlüpfen wir ihren Händen, und retten uns zu Gott hin, wo uns ewige, unzerstörbare Ruhe empfängt!“

Inhalt.

Seite

Gleichnisse,

I. Die Blüthen im Frühlinge . . . 14
II. Der Sturmwind 19
III. Der Garten in der Stadt . . . 21
IV. Der Pappelbaum 24
V. Das Vergißmeinnicht 27
VI. Die Bohnen 29
VII. Das Thal 32
VIII. Das Hänflingsnest 35
IX. Der Regenbogen 40
X. Der Gemüsegarten 43
XI. Das Geranium triste 46
XII. Die Allee 50
XIII. Die Calbey 53
XIV. Die ausländischen Gewächse . . . 56
XV. Der sterbende Schmetterling . . . 60
XVI. Die Johannis-Käfer 63
XVII. Die Obstkerne 67
XVIII. Die Tannen 70
XIX Der Laubengang 73
XX. Die Weidenbäume 77
XXI. Die eingeimpften Bäume . . .

Seite

XXII. Die Morgennebel 82
XXIII. Die Pflanzen im Schatten. . . 84
XXIV. Die Aſtern 88
XXV. Die Herbſtgegend 92
XXVI. Der Berggipfel 96
XXVII. Der Garten im September . . 99
XXVIII. Die Blüthen im Herbſte . . . 103
XXIX. Die Knoſpen im Herbſte . . . 105
XXX. Das Gartenbeet 109
XXXI. Der Herbſtwind 112
XXXII. Der bewachſene Stein 115
XXXIII. Das Wäldchen 119
XXXIV. Der Garten im November . . . 121
XXXV. Der entblätterte Baum . . . 124
XXXVI. Das Treibhaus 128
XXXVII. Der Winterabend 133
XXXVIII. Die Morgenſtunde 137
Über Mode und Koketterie in der dramatiſchen Dichtkunſt. 1817 141
Über eine Nationalkleidung für Deutſche Frauen, 1815 161
Überblick meines Lebens 185
Zwey Briefe über die Stoa und das Chriſtenthum.
I. Lucidor an Adraſt 213
II. Adraſt an Lucidor 213